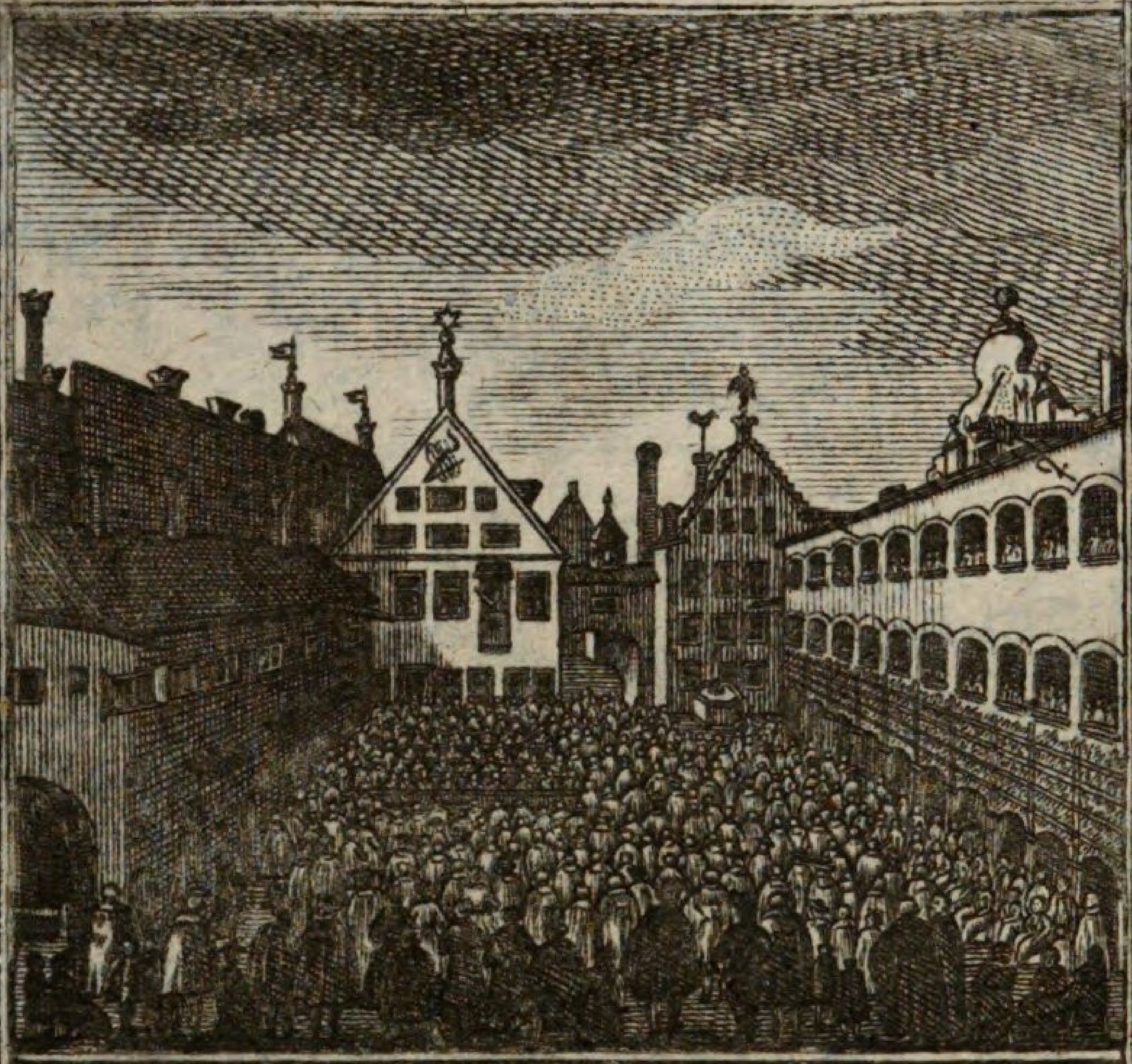

Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

Kl. Oct. N. I. D. b. β. 2.
D. L. 892
fol. 113/2
GS
5790

Historisch-Statistisch-Moralisches Lesebuch,

zur

Unterhaltung

für

die erwachsene Jugend

und

andere.

Erstes Stück.

Nil dictu foedum visuque haec limina tangat,
intra quae puer est ——

Juvenal.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS IN AUGSBURG ST. ANNA

Halle,
verlegt bei Johann Jacob Curt 1780.

Ich bitte meine Leser, wann sie das Buch aufschlagen, das Wenige nicht zu übersehen, was hier in der Vorrede gesagt ist. Eine Gefälligkeit, welche man keinem Fremden verweigert, der in der Gesellschaft zum Vortrage auftritt. Man ur-

theilt falsch, wenn man einander nicht versteht; man versteht aber einander nicht, wenn man den Gesichtspunkt nicht genau bestimmt hat. Und wem ist es nicht unangenehm, schief geurtheilt zu haben?

Die gefährlichsten Stunden für die Jugend sind ohne Zweifel die, in welchen die Seele von ernsten Geschäften ruhen soll, ohne doch ganz unbeschäftiget zu seyn. Oft befinden sich auch die Erzieher in der Nothwendigkeit, ihre Zöglinge in Stunden, welche weder der körperlichen Arbeit, noch dem freien Spiele bestimmt sind, sich selbst auf gewisse Art zu überlassen. Außerdem giebt es lesegierige

junge

junge Leute, welchen man zwar nicht immer, aber doch zuweilen zu Willen seyn muß. Mit einem Worte, es finden sich Zeiten, wo die Jugend zu ihrer Unterhaltung lesen will, und lesen soll.

Nun entsteht die Frage, was für Bücher soll und kann man jungen Leuten, ohne Gefahr für Herz und Verstand in die Hände geben? Dichter? ia, aber mit Behutsamkeit. Glühende Phantasey trocknet unvermerkt den Saft der ächten Geisteskraft aus, oder bringt ihn in schädliche Gährung. Lieder der sorglosen Fröligkeit, in der simpeln Natursprache; reizende Naturgemählde, aber derienigen Na-

tur, welche gefaßt werden kann; Lehrgedichte, ohne Trockenheit und falsche, oder halbwahre Grundsäze; Spottgedichte auf iugendliche Thorheiten, ohne Gift und schwarzer Galle; Gesänge des wahren, in unsrer Welt noch möglichen Patriotismus: Ergießungen des Herzens in dankbare Gefühle gegen Gott, den Geber des Guten, und seine Werkzeuge, ohne Schwulst und Ueberspannung. Solche Gedichte sind fruchtbare Unterhaltung in der Stunde des stillen Vergnügens. Aber sie sind ein leckeres Gerichte, welches nur selten genossen werden darf, wenn es den Nerven des Geschmacks reizen soll.

Nächst

Nächst den Dichtern, was kann man der Jugend weiter mit Sicherheit vorlegen? Romane? ja! aber keine Burgheime, keine Werther, nicht einmal Sternheime. Von Grandisons und Pamela's kann eben so wenig die Rede seyn. Wie sehr diese alle Empfindung verstimmen, und selbst wider alle Absicht ihrer Verfasser mancherley Laster lehren, ist durch die Erfahrung bewiesen. Eine schwedische Gräfin, ein von Campe umgearbeiteter Robinson, ein Alfred und Usong von Hallern, ein Sethos mögen unschädlich seyn. Aber wie viele dieser Art haben wir? wo spielt nicht Mädchenliebe die Hauptrolle? ist es nicht Thorheit, dasjenige in dem anzie-

hendesten Gemählde der Jugend vor Augen stellen, wovon sie bis auf gewisse Jahre zurückgehalten werden soll? Man wende hier nicht ein, daß in den neuen Romanen die keusche Liebe zweier harmonischen Seelen in dem Gewande der Unschuld wandelt; daß die grobe sinnliche Lust mit ihrem kläglichen Gefolge, der Entnervung, der Geistes- und Körperschwäche, der Verachtung und Verzweiflung umringt ist. Das heist in der That nichts anders, als den Jungen, welcher nicht schlittern kann, auf einen abhängigen Eißgrund stellen, und ihn dann mit dem Befehle verlassen: „falle nicht, oder du brichst Hals „und Beine.„ Warum führt man denn den

Jungen

Jungen vor der Zeit auf eine so gefährliche Stelle? alles zu seiner Zeit! nichts zu früh! dieses ist eins von den grosen Geboten der Natur, welche oft übertreten werden, und deren Nichtbefolgung eben da am nachtheiligsten ist, wo sie mit angeblichem Anstande geschieht.

Wenn nun Dichterspeise nur selten genossen werden darf, und der unschädlichen Romanen für die Jugend eine kleine Zahl ist: was bliebe dann übrig zur unterhaltenden Leserey? — Geschichte — das heißt, nicht trockne Herzählung aller Regenten und Staatsaktionen, welche nicht anziehen, nicht

unterhalten kann; sondern einzelne ausgehobene Stücke, welche die Aufmerksamkeit fest halten, und der Wissensbegierde eine gesunde Nahrung darreichen. Ist hinlängliche Mannigfaltigkeit da, verbunden mit dem Tone der guten Erzählung; ist kein Gedanke, kein Ausdruck unverständlich gelassen; und sind die Sachen selbst von der Art, daß es der Jugend auch später hin angenehm seyn kann, sie zu wissen: so wird so ein Buch das Verdienst einer angenehmen und zugleich unschädlichen Unterhaltung für die Jugend haben. Und auf Verdienst anderer Art soll und kann es nicht Anspruch machen. Dieses ist der Ge-

sichts-

sichtspunkt, in welchen diese Arbeit bey der Beurtheilung gestellt werden muß.

Ich weiß nicht, ob ich das angegebene Ziel erreicht habe. Genähert habe ich mich ihm gewiß. Es ist billig, daß ich hier die Quellen nenne, aus welchen ich geschöpft habe. Bey Indien habe ich des Guyon Geschichte von Ostindien, des Dow Geschichte von Hindostan und Raynal's philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer nach beiden Indiern gebraucht. Ich kenne die zum Theil gegründeten Vorwürfe, welche man dem letztern gemacht hat. Seine Einbildungskraft

führt

führt ihn oft irre, und sein Gedächtniß spielt ihm bey der Geschichte manchen Streich. Aber sein Buch bleibt wegen der wichtigen statistischen Nachrichten ein vorzügliches Werk unsers schreibenden Jahrhunderts. Wer diese Bücher kennt und meine Abhandlung über Indien liest, wird mir den kleinen Ruhm lassen, daß ich nicht bloser Abschreiber gewesen bin. Die Proben chinesischer Moral sind aus des Du Halde Beschreibung des chinesischen Reichs, die sonderbare Erzählung von Wolodimirs Bekehrung aus Nestor's rußischen Jahrbüchern; die Geschichte der Hugonottenverfolgung aus dem Schicksal der Protestanten in Frankreich; das Schreiben über die spani-

spanische Schaafzucht aus dem Gentleman's Magazin von 1064 und das Gemählde von Gustov Wasa nach den Celsius. Jährlich sollen vier Stücke von dieser Samlung herauskommen, jedes zu 16 Bogen. Der Herausgeber aber macht sich kein Bedenken, zuweilen einen oder zwey Bogen fehlen zu lassen, welche dann bey einem folgenden Stücke ersetzt werden. In dem nächsten Stücke folgt die Geschichte des europäischen Handels nach Ostindien; der Anfang der Beschreibung von Amerika, nach Robertson; und eine noch nicht gewählte Erzählung aus der vaterländischen, oder teutschen Geschichte.

Nach und nach soll kurz, aber für den größten Theil hinlänglich die Beschreibung aller Welttheile, Europa ausgenommen, folgen.

Wer von der Brauchbarkeit dieser Arbeit überzeugt ist, den bittet der Herausgeber um Bekanntmachung und Empfehlung in seinem Zirkel. Denn ohne dieser bleibt manches gute Buch, bey der Denkart unsrer Zeitgenossen, ungelesen. Schloß Biele den ersten August 1780.

Inhalt.

I) Von Indien.

II) Kleine Naturgeschichte Indiens.

III) Kleine Staatsgeschichte Indiens.

IV) Von der Religion der Indier.

V) Proben chinesischer Moral,

VI) Von

VI) Von der parisischen Bluthochzeit, Dragonerbekehrung und andern Religionsverfolgungen in den Staaten der allerchristlichen Könige.

VII) Wolodomir des Großen Bekehrung zur griechischen Kirche.

VII) Anekdoten.

IX) Gustav Wasa, Schwedens Retter.

X) Von der spanischen Schaafzucht.

I.

Von Indien.

Einer der schönsten Theile von Asien ist Indien. Lage, Witterung, Fruchtbarkeit, Handlung, Staatsverfassung und Religion haben dieses Land von je her ausgezeichnet, und zeichnen es noch aus. Aber die Alten, wenn man die Egypter und nächsten Nachbaren ausnimmt, kannten dieses herrliche Land, bis auf Alexander den Eroberer, nur den Namen nach; und nach ihm lange Zeit nur theilweise. Denn dieser Macedonier kam nur bis an den Hyphasis, und seine Altäre und Säulen, die Denkmäler seiner, von guten und bösen Folgen begleiteter,

Eroberungssucht standen noch über neun Meilen vom disseitigen Ufer dieses Flusses *). Mithin blieb ein groser Theil der Halbinsel disseit des Ganges, und die ganze Halbinsel jenseit des Ganges, oder die Staaten von **Asem, Ava, Pegu, Lagos, Siam, Tonquin, Cochinchina, Cambaya** 2c. unbekannt. Vor dieser Zeit führte der Name **Indier** nicht einmal einen bestimmten Begrif bey sich; sondern war der Name einer ganzen Völkerklasse, die allgemeine Benennung aller unbekannten Völker im Osten. Auch später hin nannte man noch das rothe Meer, das Indische; und bey den heutigen Persern heißen die Einwohner von **Habesch** (Abyßinien) Indier. Auch in neuern Zeiten hat dieser Name irriger Weise eine weitere Bedeutung erhalten, und bis jtzt behalten. Denn als der Portugisische Admiral **Peter Alvarez Cabral** 1500 auf dem Wege nach Indien **Brasilien** entdeckte, und nicht wuste, ob es nicht ein Theil von Indien wäre, so begrif man es anfänglich in dieselbe Benennung. Weil man aber nach Osten segelte, um nach Indien, nach Westen hingegen, um nach Brasilien zu kommen: so nannte man jenes

*) Philostrat im Leben des Apollonius B. 2. giebt die Entfernung an von 300 Stadien. Ein Stadium zu 125, und eine teutsche Meile zu 4000 geometrische Schritte gerechnet, machen 300 Stadien 9⅜ gemeine teutsche Meilen.

jenes **Ostindien**; dieses **Westindien**. Diese letztere Benennung erstreckte man bald auf ganz **Amerika**, und so wurden die Amerikaner sehr uneigentlich Indier benamt. Gegenwärtig ist der Name **Westindien** auf **Südamerika** und die Inseln unter dem heißen Erdgürtel eingeschränkt.

Das eigentliche Indien, welches seit 1500 **Ostindien** genannt wird, erstreckt sich von dem 83sten Grade der Länge bis zum 130sten; und vom Aequator an bis zu dem 34sten Grade nördlicher Breite *). Die mitternächtige Grenze ist die morgenländische Tatarey **); die östliche China; die abendliche Persien, und die mittägige das Indische Meer. Hauptheile sind die **Staaten des grosen Mogols**, oder **Indostan**; die **Halbinsel disseit des Ganges**; die **Halbinsel jenseit des Ganges**; die **Indischen**

A 2 In-

*) Guyon Geschichte von Ostindien, Th. 2 im Anfange.

**) Unter diesem Namen, welcher an die Stelle des alten Scythien getreten ist, versteht man die ungeheure Strecke von Ländern zwischen China und Rußland. Man theilt sie in die Chinesische, Rußische, und freye, welche letztere aus Kharism, und der grosen und kleinen Bucharey besteht. Von der Tatarey überhaupt wird in der Folge gesprochen werden.

Inseln. Von diesen Hauptheilen will ich hier nicht mehr sagen, als was man schlechterdings wissen muß, um Begebenheiten und Vorfälle unserer Zeit einiger Massen zu verstehen. Unter den Staaten des grosen Mogols, von denen aber dieser Fürst, wie bey der kurzen Geschichte Indiens gezeigt werden wird, der That nach nur einen kleinen Theil besitzt, sind anmerkungswerth 1) **Patna** am Oberganges, wegen seines Mohnbaues und Handels mit Opium. 2) **Bengal**, die fruchtbarste, volkreichste und bey der mäßigen Lebensart und Arbeitsamkeit seiner Einwohner, lange Zeit die reichste Provinz von Hindostan, breitet sich an beyden Ufern des Ganges aus, und giebt dem grosen Meerbusen, welcher die beyden Halbinseln Indiens scheidet, den Namen des **Bengalischen**. Unter der Mogolischen Oberherrschaft seit 1574, trieben die Bengalischen Indier den vortheilhaftesten Handel mit ihrem Salpeter, Opium, Zucker, Reis, Korn, Salz, Seide, baumwollener Leinwand, und mit Rhabarbar und Biesam von **Thibet** *) Sie verkauften nach einer mäßigen Schätzung jährlich an die Holländer, Portugisen, Franzosen, Dänen, Engländer, nach Persien, Arabien, Kleinasien, die Philippinen, und die Indostani-

*) Thibet gehört zur Tatarey und grenzt an Indien. Die Hindostaner nennen es Budtan, die Tatarn Tangut, die Chineser Lassa, die Europäer Thibet.

stanischen Landschaften, an einheimischen Produckten und Manufakturwaaren für mehr als eilf Millionen Reichsthaler *). Von dieser Summe blieben, nach Abzug dessen, was jährlich baar an den GrosMogol nach Delhi geschickt ward, im Lande über drittehalb Millionen Reichsthaler. Seitdem aber Lord Clive dieses Land für die Englisch Ostindische Kompagnie eroberte **), und während einem sechsjährigen Kriege einländische Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn von dieser Handlungsgesellschaft unterstützt wurden: ist Bengalen über die Hälfte zu Grunde gerichtet; grose Städte sind zu Einöden gemacht, und fünf Millionen unschuldiger und arbeitsamer Menschen sind vertrieben oder ruinirt ***). Mitten unter den Erpressungen der habsüchtigsten Geschöpfe von der Welt, der Mogolischen Statthalter, blühte die Handlung, weil eben diese Statthalter ihre erpreßten Summen im Lande wieder verschwendeten, der Landbau eifrig getrieben ward, und die Handlung

*) Dow Geschichte von Hindostan Th. 2 in der 4ten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung

**) Der Anfang ward schon 1757 gemacht und 1765 war die Eroberung, auch nach Form Rechtens, vollendet.

***) Die ganze Volksmenge schätzten einige auf 12, andere auf 15 Millionen

freyer war. Aber seit der Oberherrschaft der Englischen Kompagnie sind die Erpressungen noch höher getrieben, und das baare Geld aus dem Lande geschleppt worden. Nach Dow's Angabe verlohr Bengal seit dieser Zeit jährlich an Europa an Waaren, wofür kein baares Geld eingebracht ward, über neuntehalb Millionen Rthlr. Dadurch, und durch die Erhöhung der Verpachtungen; durch den Zwang, welcher den Manufakturisten angethan wird, welche blos für die Englische Kompagnie arbeiten müssen; durch Monopolien, durch neue Abgaben, und durch mancherley Druck anderer Art ist das Land so herunter gekommen, daß die reinen jährlichen Einkünfte der Gesellschaft, nach Abzug aller Unkosten, seit 1766 bis 1770 von 7,800000 Rthlr. gefallen sind: auf 2400000 Rthlr. Und dieses ist gerade die Summe, welche die Englisch-Ostindische Gesellschaft der Brittischen Regierung für den Besitz von Bengalen jährlich bezahlen muß. Vielleicht ist eben itzt, da ich dieses schreibe, der Zeitpunkt einer glücklichen Veränderung für Bengalen da, weil der Freyheitsbrief der Gesellschaft in diesem 1780sten Jahre zu Ende geht. Denn nur von der höchsten gesezgebenden Gewalt Grosbritanniens, oder von einer grosen blutigen einheimischen Staatsveränderung können diese unglücklichen Indier die Freyheit hoffen, das Gute zu geniessen, welches der allgütige Schöpfer mit reicher Hand über ihr Land ausgestreuet hat. Vielleicht daß alsdann

die-

dieses sanftmüthige, oder moralisch- und physisch-kraftlose Volk nicht zum zweytenmal eine so entsetzliche Hungersnoth leidet, wie 1771, welche es um drey Millionen seiner Mitbürger verminderte. Zu tausenden starben die armen Indier den langsamsten Tod, weil sie sich nicht das geringste Nahrungsmittel verschaffen konnten. Man sah sie in ihren Dörfern, längst den Landstrassen, mitten in den Europäischen Pflanzorten, blaß, mager, vom Hunger gefoltert; einige auf der Erde liegend und den Tod erwartend, andere die sich kaum fortschleppen konnten, und die Europäer um ihre Knie faßten, und bathen, sie möchten sie zu Sklaven annehmen. Und bey diesem schrecklichem Elende thaten sie nichts zur Erhaltung ihres Lebens. Alle Europäer hatten gefüllte Vorrathshäuser, und diese blieben verschont. Kein Aufruhr, kein Mord, nicht die geringste Gewaltthätigkeit. In stiller Verzweiflung flehten die Unglücklichen um Hülfe, welche sie nicht erhielten; und so erwarteten sie den Tod *).

Die Hauptörter in Bengalen sind **Daka**, der Hauptmarkt wo, die größte Menge und die mehresten und schönsten Arten von baumwollener Leinwand, weiß, gefärbt, gedruckt, mit Gold und Silber gestickt und die glatten, gestreiften und genähten Nesseltücher

*) Raynal Geschichte der Besitzungen der Europäer in beyden Indien Th. 2. teutsche Uebersetzung S. 111.

zusammen gebracht und verkauft werden; **Kasimbusar**, der allgemeine Markt aller Bengalischen verarbeiteten und unverarbeiteten Seide, von welcher letztern Europa zu seinen Manufakturen an drey bis vier tausend Zentner verbraucht *); **Hughley** oder **Chinchura**, wo der stärkste Salpeter Handel getrieben wird, und eine Holländische Faktorey ist; **Chandernagor**, ein unbemauerter Ort, welcher den Franzosen gehört **); **Somelpoor**, wo aus dem Sande eines Flusses die schönen spitzigen Diamanten gesucht werden, welche man pointes naives nennt. Ausser den genannten Oertern verdient noch ein kleiner unabhängiger Staat in Bengalen alle Aufmerksamkeit des Weltweisen. Er heißt **Bisnapore**. Die Natur hat ihn mit Gewässern umgeben, welche immer bereit sind, alle Zugänge zu überschwemmen, so bald man nur die Schleussen der Flüsse aufzieht. Die dahin geschickten Armeen um es zu erobern, sind so oft ersäuft worden, daß man diesem Vorhaben entsagt hat, und von Mogolischer Seite sich mit einem Scheine von Unterwürfigkeit begnügen läßt. Dieses kleine Land wird seit undenklichen Zeiten von einer Braminischen Familie regiert, und man findet hier vielleicht die Reinigkeit und Billigkeit des alten Indianischen

*) Der Zentner auf der Stelle zu 90 bis 97½ Rthlr.

**) es war eine Bedingung des Friedens von 1762 daß die Franzosen diesen Ort nie bemauern sollten.

schen Staatssystems. Freyheit und Eigenthum sind in Bisnapore heilig. Man hört da weder von Privat- noch von öffentlichen Diebstahlen reden. So bald ein Reisender, er sey wer er wolle, die Grenzen dieses Landes betreten hat, so wachen die Gesetze für seine Sicherheit. Man giebt ihm ohnentgeltlich Wegweiser, welche ihn von einem Ort zum andern führen, und für seine Person und Habseligkeiten haften. Wenn er andere Führer bekomt, so geben die neuen jenen einen Schein über ihr Betragen, welcher an den Fürsten abgeliefert wird. Während der ganzen Zeit, da er in dem Gebiete ist, wird er auf Unkosten des Staats genähret, und mit seinen Waaren fortgeschaft. Hält er aber um die Erlaubniß an, länger als drey Tage an einem Orte zu bleiben: als dann muß er, was er verzehrt, bezahlen, wo er nicht durch Krankheit, oder einen andern dringenden Vorfall aufgehalten wird. Diese Wohlthätigkeit gegen Fremde ist eine Folge des lebhaften Antheils, welchen die Einwohner, einer an den andern, nehmen. Wer einen Beutel mit Gelde, oder sonst etwas von Werthe findet, hängt es an den ersten besten Baum, und benachrichtiget die nächste Wache davon, welche es öffentlich bekannt macht. Diese Grundsätze der Rechtschaffenheit, sind so allgemein angenommen, daß sich so gar das Verfahren der Regierung darnach richtet. Von 2 bis 3 Millionen Rthlr. die sie jährlich empfängt, ohne daß der Landbau oder Arbeitstrieb darunter leidet,

wird alles, was nicht auf die unumgänglichen Unkosten des Staats gehet, zu desselben Verbesserung angewendet. Der Fürst dieses Landes kann sich einer so menschlichen Sorgfalt überlassen, weil er dem Grosmogol nur so viel Tribut giebt, als er für gut befindet, und wann er es für gut befindet. *). „ An der Spitze des Bengalischen Meerbusens liegt **Kalkutta**, die Hauptniederlage der Englischen Gesellschaft, und der oberste Gerichtshof in Bengalen. Man verwechselt ihn zuweilen mit **Calicut** auf der Malabarischen Küste.

Gutscherat (Guzerat) eine Halbinsel zwischen dem Indus und Malabar, reich an Korn, Reiß, Zucker, Baumwolle, Vieh und vielerley Arten von Früchten, erhielt in achten Jahrhunderte Manufakturen und Arbeitstrieb durch flüchtige Perser, welche der Religion wegen von ihren Siegern den Arabern verfolgt, bürgerliche Freyheit suchten, und unter dem Namen der **Parsen** bis itzt noch hier ein besonderes Volk ausmachen Seit 1565 ward dieses Land eine Provinz der Mogolischen Monarchie, und sein Handel nahm seit dieser Zeit erstaunlich zu. Die Hauptstadt **Surate** ist seit 1760 in den Händen der Englisch-Ostindischen Gesellschaft. Ganz Gutscherat liefert in die Waarenlager dieser

*) Diese aus dem Raynal genommene Erzählung gründet sich auf Hollwell's Nachrichten von Ostindien rc.

ser Stadt die Produkte seiner unzähligen Manufakturen. Gegen Baumwolle, grobe und feine, weisse, und gemahlte Leinewand, Flore, mit Gold und Silber durchwürkte halbseidene und halbbaumwollene Zeuge, sehr leichte warme und feine, aus Wolle von Kaschmir verfertigte Tücher *) erhält Surat Porzellain aus China; Seide aus Bengal und Persien; Schiffbauholz und Pfeffer aus Malabar; Gummi, Datteln, Kupfer, Perlen aus Persien; Specereyen und Sklaven aus Arabien; Gewürze von den Holländern; Eisen, Bley, Tücher, Koschenille und einige Nürnberger Arbeit von den Engländern; und überdieß noch jährlich an neun Millionen Rthlr. baar Geld. Minder beträchtliche, aber nicht unwichtige Städte sind **Amadabad**, wegen seines Handels mit gemahlter Leinwand, Myrobolanen, Salmiak und Indigo (Anil) **); **Kambaya** an der Spitze des gleichnamigen Meerbusens; **Diu**, am Eingange des Meerbusens von Kambaya auf einer kleinen Insel, welche vermittelst einer Brücke mit dem festen Lande zusammenhängt. Ehedem sah man diesen Ort für den Schlüssel=Indiens an, so lange nämlich die Seefahrer sich von den Küsten nicht entfernten, und die Portugisen legten hier 1536 eine Vestung an, welche aber schon längst verfallen ist.

Die

*) man nennt sie Chelas, und sie stehen in sehr hohem Preiße

**) Guyon Th. 2. Absch. 1.

Die Mogolischen Staaten von Abend nach Norden hin, von der Mündung des **Indus** (**Sind**) an, längst den Gebürgen, welche Persien und Indien trennen, **Tatta, Biker, Multan, Punjab,** und **Cabulistan** *), werden dem grösten Theile nach von den **Seiks**, einem republicanischen Volke bewohnt, welches furchtbar ist, und mit der Zeit noch furchtbarer werden kann. Dieses Volk ward erst im 18ten Jahrhunderte bekannt, nicht als eine besondere Nation, sondern als eine Sekte. Flüchtlinge aus allen Religionen, welche Schutz gegen Tyranney suchten, sammelten sich hier, schworen jeder Art der Alleinherrschaft einen unversöhnlichen Haß, und errichteten einen Freystaat, welcher, wie man sagt, 60000 gute Reuter stellen kann. **Cabul** die Hauptstadt in Cabulistan in den Gebirgen zwischen Indien und Persien, ist anzumerken, als die Niederlange von den Waaren, welche aus Indien nach Persien und in die grose Bucharey gehen.

Unter den nordischen Landschaften liegt **Caschmir**, am Flusse des Paropamisus; das reizendeste Thal von ganz Indostan. Das ganze Land ist ein Garten, und die gemäßigte Luft macht es zum Indischen Paradieß. Die Mogolischen Kayser sahen es von je her als den Ort der Zerstreuung und Erhohlung an.

Mit-

*) diese machten ehedem grösten Theils die Staaten des Porus aus

Mitten in den Mogolischen Staate liegt **Delhi**. Die gleichnamige Hauptstadt dieser Provinz, und Sommer Residenz der Mogolischen Kayser verschlang ehedem einen grosen Theil der Schätze Indiens und anderer Länder, welche hier in der Schatzkammer ungenutzt aufgehäuft lagen. Unter unzählbahren Edelsteinen zeichnete sich ein Diamant aus am Gewichte $279\frac{1}{16}$ Karat. *). Aber diese Schätze sind aller Wahrscheinlichkeit nach zerstreut, seitdem die großen Mogols von ihrer Macht wenig mehr, als den Namen, übrig haben.

Agra, unterhalb **Delhi**, die Winterresidenz der Grosmogols, behauptet auch itzt noch, unerachtet der Persischen Plünderung **), ihren Rang unter den ersten Städten Indiens. Die Reichthümer in den Mogolischen Pallästen, hier und zu **Delhi**, übertreffen alle Vorstellung. Der Persische Monarch, **Thamas Kulikan** (Schach **Nadir**) welcher 1738 Indien angriff und Delhy und Agra plünderte, nahm den schwachen Mogols allein an baarem Gelde und Juwelen 530 Millionen Rthlr. ab.

Im

*) Man hielt ihn für den grösten bekannten Ostindischen Diamant, bis 1772 die Kayserin von Rußland einen von 779 Karat für 647620 Rthlr. und einen jährlichen Gehalt von 4000 Rubel für den Verkäufer erhandelt haben soll.

**) 1739

Im Ganzen ist **Hindostan**, einige wenige sandige Oerter ausgenommen, das fruchtbarste Land. In dem grösten Theile richten sich die Jahreszeiten nicht so wohl nach dem Lauf der Sonne, als nach dem Regenwetter. Daher muß man unter dem Winter diejenige Jahreszeit verstehen, wo die von den Winden gegen die Gebürge getriebenen Wolken sich brechen, und in Regen und häufige Gewitter auflösen. Daraus bilden sich Bergströme, welche die Flüsse anschwellen, und die Blachfelder überschwemmen. Die Luft ist alsdann voller Dünste, und die Nächte sind abscheulich finster. Ausserdem hat diese Jahreszeit nichts Strenges, und sie ist so wenig kalt, daß sie gerade die Zeit ist, wo die Früchte gröstentheils zur Reife kommen, und wo die Pflanzen und Blumen am frischesten sind.

Die **Halbinsel dißseit des Ganges** hat Aehnlichkeit mit der Figur eines umgekehrten Kegels. Die Spitze nach Süden macht das Vorgebürge **Comorin.** Eine Bergkette trennt den östlichen und westlichen Theil. Jener heist die Küste von **Koromandel**; dieser die Küste von **Malabar.** Letztere erstreckt sich bis 25 Meilen von Surat; erstere bis an die Indostanische Landschaft **Orixa.** Diese wird im gemeinen Leben gemeiniglich mit unter dem Namen der Küste von Koromandel begriffen, ob sie wohl von einem ganz verschiedenen Volke bewohnt wird, und sich bis an den Ganges erstreckt.

Die

Die vorzüglichsten Produkte der Malabarischen Küste sind Santalholz, Indischer Safran, Cardemom, Ingwer, wilder Zimmt und Pfeffer. Die Staaten längst dieser Küste von Indostan herunter nach Kap Komorin folgen so auf einander: das Land der **Mahratten**; die Insel **Bombay**; **Dekan**; **Visiapoor** (Visapour); **Kanara**; **Kananor**; **Callicut**; **Cranganore**; **Cochin**, und **Travankor**.

Das Land der **Mahratten** liegt in den Gebürgen von Surat bis Goa. Seine Einwohner sind die furchtbarsten Feinde der Mogolen gewesen, und itzt werden sie den Europäern in Indien immer gefährlicher. Ihre Abstammung ist noch nicht gehörig untersucht und bekannt. Am allerwenigsten würde ich sie, wegen ihres Hanges zum Kriege und zur Räuberey, für Abkömmlinge der alten Indier ansehen. Sie dienen alle zu Pferde. Ein kleiner Beutel voll Reiß und eine lederne Flasche voll Wasser macht ihren Mundvorrath, und ein gut gestälter Säbel ihr Gewehr aus. **Aurungzeb** welcher die letzte Hälfte des 17ten Jahrhunderts auf dem Throne der Mogolen saß, ein eben so groser Krieger, als moralisch schlechter Mensch, mußte diesen **Maratten** den vierten Theil aller Einkünfte von Dekan abtreten. Dieser Tribut ward nach seinem Tode (1707) verweigert. Da plünderten die Maratten Hindostan und

sind

sind nun gefährliche Nachbarn der Europäer, besonders der Englischen Gesellschaft.

Bombay, eine kleine Insel, seit 1662 in den Händen der Engländer, war vormals so ungesund, daß man sprüchwörtlich sagte: zwo Ernten machen in Bombay das Leben eines Menschen. Aber man hat die Luft durch Austrocknung der Moräste und andere Mittel so verbessert, daß itzt an 50000 Menschen hier leben, welche sich mit dem Reisbau, Kokosbaum und auf andere nützliche Art beschäftigen. Bombay ward anfangs nur als ein vortreflicher Hafen angesehen, welcher zu Friedenszeiten den Kauffartheyschiffen, die auf der Malabarischen Küste herumsegeln, zum Ankerplatze; und in Kriegszeiten den Englischen Geschwadern zum Ueberwintern dienen könnte. Der Nutzen dieser Besitzung hat sich aber sehr vermehrt, seitdem die Englische Gesellschaft sie zur Niederlage gemacht hat ihres ganzen Handels nach Malabar, Surat und in die Persischen und Arabischen Meerbusen.

Dekan gränzt nach Norden an Hindostan, und begreift mehrere Provinzen zwischen den Küsten von Malabar und Koromandel. Die Beherrscher von Dekan waren bald Statthalter des Grosmogols; bald unabhängig. So ein von der Mogolischen Oberherrschaft losgerissener Fürst, oder Rebell, trat der Englischen Gesellschaft 1767 fünf Provinzen seines Landes ab, und ist seitdem als selbsthandelnder Fürst unbedeutend.

Visiapoor (Visapur) liefert Diamanten. An der Küste liegt auf einer kleinen Insel, welche achtehalb teutsche Meilen im Umfange hat, die Portugisische Stadt **Goa**. Die Portugisen eroberten diesen Ort 1510, ohne ein Recht darauf zu haben. Aber in den damaligen Zeiten war man noch so unwissend, daß man glaubte, der Pabst habe ein Recht, alle Länder zu verschenken, deren Einwohnern die göttliche Religion Jesus Christus nicht bekannt wäre. Die Portugisen machten **Goa** zu dem Hauptort aller ihrer damaligen und nachherigen Indischen Besitzungen, und zum allgemeinen Markt Indiens. Aber itzt dient er blos zum Erinnerungsmal der ehmaligen Portugisischen Macht. Seine Erhaltung kostet dem Staate jährlich an 400000 Rthlr. eine Summe, welche wie man glaubt, sein Handel nicht einbringt.

Kanara, mit dem Hauptorte **Mangalor**, ein fast unerschöpflicher Reißboden, kam 1767 in die Hände des **Hyder-Ali-Kan**, eines von unten auf gedienten Soldatens, welcher der Englischen Gesellschaft bis 1769 viel zu schaffen gemacht hat. Dieser Fürst ließ nur den Portugisen ein Komtoir in seinem Lande, und verkaufte seine Waaren den Europäern nur gegen Pulver und Bley.

In **Kananor** gehört der gleichnamige Hauptort den Holländern, und **Mahe** den Franzosen. Letztere Kolonie bestand 1760 aus 6000 Indiern, und diese bau-

ten 6350 Kokosbäume, 3967 Arekabäume und 7762 Pfefferbäume.

Callicut *) ist zuerst im achten Jahrhunderte zu Ansehen gekommen, als die Araber in Indien einfielen, und der Fürst des Landes die Mohämmedische Religion annahm. Als die Portugisen nach Indien kamen, war der Fürst von Callicut der Mächtigste in ganz Malabar, und führte den Namen **Samorin** **). Der itzige Landesfürst ist ein Bramine; alle Europäische Nationen werden daselbst aufgenommen. Aber der Handel dieser Stadt ist durch drückende Auflagen sehr gefallen, und beynahe gänzlich in den Händen der dasigen Mohämmedanischen Mohren.

Cranganore gehört den Holländern seit 1662, und der Fürst dieser Stadt nebst ihres Distrikts war eigentlich nur Statthalter des Samorin.

Cochin nahmen die Holländer den Portugisen 1662 unter andern auch dieserwegen ab, weil die Portugisen durch den dasigen wilden Zimt dem Holländischen Handel mit dem guten Zimt von Ceylon in Europa schadeten. Es lebt in der Vorstadt eine Kolonie arbeitsamer weiser Juden, welche vorgeben, daß sie sich seit der Babylonischen Verpflanzung hieher gezogen hät-

*) So wird dieser Name geschrieben in Dow's Charte von Hindostan.

**) So viel als bey uns Kayser.

hätten *). Travankor hat zwey Europäische Niederlassungen: eine Dänische zu Colesche, welche sehr unbedeutend ist; und eine Englische zu Anjengo, welche beträchtlicher ist.

Auf der ganzen Malabarischen Küste dauret die gefährlichste Jahreszeit für die Seefahrer von dem Ende des Aprils bis in den Monat September. Dieses ist die Zeit der stürmrischen Land- und See-Winde. Mitunter erfolgen Windstillen, und dann wird das Land von einer brennenden Hitze verzehrt. Daher man diese Jahreszeit den Sommer in den dortigen Gegenden nennen kann. An der Küste von Koromandel hingegen, in einer gar nicht beträchtlichen Entfernung, ist diese Jahreszeit die angenehmste, und für die Schiffarth die sicherste. Die Stürme fangen hier an, wann sie dort aufhören.

*) Bekanntlich weiß man noch nicht, wo die aus Palästina weggeführten 10 Stämme der Juden hingekommen sind. Verschwunden können sie nicht seyn. Und ich sehe nichts närrisches in der Muthmassung, daß ein Theil nach gerade bis Indien gewändert sey. Da, wo Zend-Avesta geschrieben ward, müssen gewiß Juden gewesen seyn. Dafür spricht der Inhalt dieses mystischen Buches, welchem man ein Alterthum hat beylegen wollen, worgegen die Sache selbst zeuget.

Die Staaten auf der Küste von **Koromandel** sind **Tanjore** (Tanjaur); **Ginjee**; **Carnatik** (Carnate); **Narsinga**; **Golconda**; **Orissa** (Oriza). Die Küste **Koromandel** wird durch unersteigliche Gebürge von Malabar getrennt. Vom Anfange des May bis zu Ende des Weinmonats ist hier eine übermäßige Hitze, welche um neun Uhr des Morgens anfängt, und und um neun Uhr des Abends erst aufhört. Sie wird immer während der Nacht durch einen Seewind von Südosten gemäßiget; und oft genießt man diese Kühlung schon um drey Uhr nach Mittage. Im November und December regnet es fast unaufhörlich. Die Handlungsspeculationen auf dieser Küste betreffen fast ganz allein den Einkauf der baumwollenen Leinwand.

Tanjore (Tanjaur) in der Nachbarschaft der Insel **Ceylon**, ist auf der ganzen Küste die fruchtbarste Landschaft an Reiß. Die Dänen besitzen hier seit 1619 gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Rthlr. die Stadt **Tranquebar** mit einem Gebiethe von einigen Meilen. Ja diesem kleinen Bezirk leben sicher an 20000 arbeitsame Menschen.*). Den Handel dahin hat eine seit 1772 wieder auf 20 Jahr privilegirte Gesellschaft, welche auch Waaren aus **China** hohlt. Seit 1706 arbeiten

*) Raynal sagt 30000. Die Dänischen Missionarien 15000. Man kann also wohl die Zahl 20000 annehmen.

beiten hier Dänische Missionarien an der Ausbreitung der Christlichen Religion, und zwar mit gutem Erfolge, weil keine Gewaltthätigkeit darbey statt findet. Die Lehre Jesu ist aber auch an und vor sich so vortreflich, so göttlich, daß sie durch sanften Unterricht dem unbefangenen Menschenverstande annehmlich werden muß. **Negapatnam** ist seit 1658 in den Händen der Holländer, und ihr Hauptort bey dem Handel auf Koromandel.

Ginjee (Gingi) war ehedem ein Theil des grosen Königreichs **Bisnagar**. Dieses stürtzte kurz vor der Ankunft der Europäer in Koromandel ein, und aus den Trümmern entstanden die besondern Staaten: **Gingi, Karnat, Golconda, Orixa, Tanjaur.** In **Gingi** haben die Engländer 1686 **Goodelore** oder **Tegapatnam** für 236250 Rthlr. gekauft. Es leben hier an 60000 Menschen, welche Indische Leinewand färben, und für mehr als 450000 Rthlr. des schönsten Cannevas jährlich verfertigen. **Pondichery** der Hauptort der Französischen Besitzungen in Ostindien, enthielt 1761 an 70000 Einwohner an Europäern, Mohämmedanern und Indiern. Die Engländer zerstörten sie von Grund aus im genannten Jahre. Aber 1770 hatten sich schon über 30000 Indier gesammlet, und niedergelassen. Seit 1779 haben sie die Engländer, zum grosen Nachtheil, oder bey-

nahe gänzlichen Ruin der Französisch-Ostindischen Handlung, weggenommen.

In **Carnatik** (Carnate) liegt **Madraß**, der Mittelpunkt aller Englischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel. Sie besteht eigentlich aus drey verbundenen Städten; nämlich dem Fort **St. Georg**, wo gegen 8 bis 900 Engländer (Mann Weib und Kinder eingerechnet) wohnen; aus der **schwarzen Stadt**, dem Aufenthalte der Juden, Armenier, Mohren und der reichsten Indischen Kaufleute; in der dritten Abtheilung wohnet das gemeine Volk. Madraß nebst ihrem Gebiethe enthält 250000 fast alle in Indien gebohrne Einwohner, unter welchen 3 bis 4000 Christen sind, welche sich Portugisen nennen. Bey einer so grosen Menge Einwohner ist nicht einziger Leineweber. Ungefähr 15000 beschäftigen sich damit, die schönen Chize, welche in Europa verbraucht werden, und gemeine Leinewand zu mahlen. Eine doppelt grössere Anzahl verwenden ihren Fleiß, Korallen und Glaswerk zusammen zu setzen, womit die Frauensleute weiter im festen Lande hinein, ihre Haare schmücken, oder zu Hals- und Armbändern verbrauchen. Die Engländer ziehen blos von den Zöllen und Auflagen 375000 Rthlr. Sie sind auch auf gewisse Art Herrn von ganz Karnatik. Denn sie haben den itzigen Landesfürsten auf den Thron gesetzt, und dieser hat ihnen bis zur Bezahlung des darbey gethanen Vorschusses, die Einkünfte seines Landes verpfän-

pfändet, welche man auf 2625000 Rthlr. schätzet. Der Fürst lebt zu Madraß mit einem Gehalte von 900000 Rthlr; darf sich aber aus der Stadt nicht entfernen. Den Ueberschuß der jährlichen Einkünfte für die Englische Gesellschaft rechnet man über 860000 Rthlr. Und der Profit von der Handlung ist hierbey nicht mit in Rechnung gebracht.

In Golconda, welches ehedem mehr, als itzt, seiner reichhaltigen Diamantgruben wegen berühmt war, und noch itzt den treflichsten Bezoar liefert, ist Masulipatnam seit 1759 in den Händen der Engländer. Diese Stadt ist nicht mehr, was sie sonst war, der vornehmste Markt für den Handel mit Leinewand. Aber die Engländer treiben itzt von hier aus einen einträglichen Handel mit ihren Tüchern in das feste Land.

Die Halbinsel jenseit (ausserhalb) des Ganges gränzt gegen Norden an die Tatarey und China, gegen Westen an den Bengalischen Meerbusen, und gegen Osten an das Chinesische und Indianische Meer. Ihre Länge ist nicht genau genug bestimmt. Man kann sie von Mitternacht nach Mittag auf das Mindeste an fünftehalb hundert Meilen, und die Breite von Morgen nach Abend an drittehalb hundert Meilen schätzen. Im mitternächtlichen Theile liegen die Staaten von Arrakan an der Küste des Bengalischen Golfo; Tippra, Assem, Ava, Pegu, Laos; im mittägigen

gigen Siam und Malacca; im östlichen Tunquin, Cochinchina.

Asem wird nur durch einen Fluß, welcher sich in den Ganges ergießt, von Bengalen geschieden. Es hat Gold-Silber-Eisen-und Bley-Bergwerke, Biesam, Lackgummi, Adlerholz und hauptsächlich Seide. Diese, welche die einzige ihrer Art ist, erfodert gar keine Wartung. Sie komt von Bäumen, wo die Würmer gebohren werden, sich nähren, und alle ihre Verwandlungen verrichten. Der Einwohner hat blos die Mühe, sie zu sammeln. Die Puppen, welche man übersieht, verschaffen neue Brut. Während daß diese sich entwickelt, treibt der Baum neue Blätter zur Nahrung der neuen Würmer. Diese Verändrungen erneuern sich zwölfmahl im Jahre; aber in der regnigten Jahreszeit sind sie nicht so einträglich, als in der trocknen. Die von dieser Seide verfertigten Zeuge haben viel Glanz, aber wenig Dauer. Bis zu Anfange des 18ten Jahrhunderts hatte dieses Land kein Salz. Um sich welches zu verschaffen, musten die dortigen Einwohner den grünen Schaum, welcher sich auf stehendem Wasser setzt, einsammlen, trocknen, verbrennen, die Asche davon kochen, eine Lauge damit machen, und so eine Art von Salz zu erhalten suchen. Eben diese Arbeit verrichtete man an den Feigenblättern. Gegenwärtig bringen jährlich einige vierzig Fahrzeuge vom

Gan-

Ganges für 1500000 Rthlr. Salz hieher, an welchem 200 Procent gewonnen werden.

Pegu gehört dem Fürsten von **Ava**, und liefert die vollkommensten Topasen, Saphiere, Amethyste und Rubine. Den Fremden steht in Pegu nur der einige Hafen **Syriam** offen, welcher nicht so sehr wegen der Handlung, als deswegen von den Europäern aus Bengalen und Coromandel besucht wird, weil er der allgemeine Werft aller Schiffe geworden, die von einem Orte Indiens zum andern segeln.

Siam ist so ausserordentlich fruchtbar, daß ein groser Theil der Ländereyen zweyhundert für eins trägt. Ausser einer sehr grossen Menge der gesundesten köstlichsten Früchte erzeugt dieses Land Gold, Kupfer, Magnet, Eisen, Bley, Spialter *) nnd den Baum, von welchem das schöne Harz rinnet, mit welchem die Chineser und Japaner ihren Lackfirniß machen. Aber der abscheulichste Despotismus vernichtet diese natürlichen Vortheile. Die ganze Nation ist Sklave. Sechs Monathe muß sie ohne Lohn und Kost für den Fürsten arbeiten, welcher der einzige Handelsmann in seinen Staaten seyn will; und in den übrigen sechs Monathen muß sich der Unterthan seinen Unterhalt auf das ganze Jahr verdienen. Die Menschen sind da in drey Klas-

 sen

*) eine besondern Gattung Zinn, welche in Asien sehr gesucht wird.

sen eingetheilt. Die erste besteht aus der Wache des Fürsten, aus denen, welche sein Land bauen, und in den Werkstätten seines Pallastes arbeiten; die zwote ist zu den öffentlichen Arbeiten, und zur Vertheidigung des Staats bestimmt; die dritte bedient die Magistratspersonen, die Staatsminister, und vornehmsten Bedienten im Reiche. Wenn ein Siamer zu einem ansehnlichen Amte befördert wird, so werden ihm eine Anzahl Dienstleute gegeben. Dieß ist seine Besoldung. Im letzten Viertheil des 17 Jahrhunderts hatten die Französischen Jesuiten grose Hofnung, den Landesfürsten zu bekehren. Weil aber die Missionarien zugleich mit daran arbeiteten, durch die Christliche Religion des Landes für Frankreich sich zu bemächtigen: so wurde die ganze Sache durch eine Regierungsveränderung vereitelt, an welcher die Talapoinen *) den grösten Antheil hatten. Die Holländer hatten ehedem gegen eine jährliche Abgabe, den ausschliessenden Handel hieher. Aber gegenwärtig handelt der Landesfürst mit allen Europäern, welche anlanden. Weil der Fürst der einzige Handelsmann ist, und den Preiß seiner und der fremden Waaren bestimmt: so kömmt der ganze Gewinn für die Europäer wahrscheinlich von dem Schleichhandel

mit

*) Eine Art Mönche und Einsiedler in Siam, deren Intereße es war, das Aufkommen der neuen Religion zu verhüten.

mit den Landeseingebohrnen. Die Hauptstadt ist **Juthia**; die Festung **Bankok** war ehedem von den Franzosen ausgesehen zur Niederlage des Handels nach China, Philippinischen Inseln, und den ganzen östlichen Theil Indiens; der Hafen von **Mergui** zum Handel nach Koromandel, Pegu, Bengalen.

Malacca ist ein schmaler Erdstrich in der Länge von einigen 60 Meilen, welcher mit dem festen Lande, mit Siam, nur nach Norden zusammenhängt. Alles übrige umspühlt die See, welche es von der Insel Sumatra durch einen Kanal trennt, der unter dem Namen die **Meerenge von Malakka** bekannt ist. Die Einwohner heissen **Malayen**. Das Land liegt zwar unter dem heissesten Himmelsstriche; aber das Klima wird durch Winde und Wasser abgekühlt und ist gesund. Das Erdreich ist verschwenderisch fruchtbar an Früchten; ewig grünende Wälder; frische Blumen, welche neben verwelkenden aufgehen; die Luft mit lebhaften und süssen Gerüchen durchduftet, welche aus allen Gewächsen eine aromatische Erde duften: mit einem Worte, die Natur hat alles zum Besten der Malayen, die Gesellschaft aber alles zu ihrem Elende gethan. Die härteste Regierung hat ein Volk in dem glücklichsten Lande von der Welt zu der schwarzesten Gemüthsart gebildet. Das gemeine Volk, als Leibeigene, ist von seinem Lehnsherrn dem Landbau entrissen, und zur Räuberey zu Wasser und Lande angeführt worden.

Die-

Dieses Volk hatte einen unermeßlichen Archipelagus erobert, welcher im ganzen Oriente unter dem Namen der Malayischen Inseln bekannt ist. Es hatte in diese zahlreichen Kolonien seine Gesetze, Sitten und Sprache gebracht, welche die sanfteste unter allen Asiatischen, und im Oriente so gemein ist, als in Europa die Französische. Der Hang der Malayen zur Räuberey wich auf einige Zeit den sichern Vortheilen der Handlnng. **Malakka** ward der ansehnlichste Marktplaz von Indien. Es kamen hieher Schiffe von Japan, China, den Philippinischen und Molukkischen Inseln; es liefen von hier Schiffe aus nach Bengal, Coromandel, Malabar, Persien, Arabien und Afrika. Aber während der Portugisischen Oberherrschaft seit 1511 und der Holländischen seit 1641 begaben sich viele Malayen, welche das neue Joch nicht tragen wolten, tiefer in das Land und an die entlegnern Küsten. Und diese haben die ganze alte Heftigkeit ihrer Gemüthsart wieder angenommen. Sie gehen nie aus ohne einem flammigen, oft vergifteten, Dolch, den sie **Crid** nennen. Nichts ist auf der Welt gefährlicher, als solche Menschen, mit einem solchen Mordgewehr. Wenn sie auf einem fremden Schiffe sind, ermorden sie oft die ganze Mannschaft auf demselben in dem Augenblicke, wo sie am sichersten zu seyn glaubt. Seitdem man diese ihre Treulosigkeit erkannt hat, brauchen die Europäer die Vorsicht, keine Maleyen zu Matrosen zu nehmen. Aber angetrieben

ben durch eine unglaubliche Wuth, zu sterben oder zu morden, laufen sie zuweilen aus auf Fahrzeugen von dreyßig Mann, greifen Europäische Schiffe von vierzig Kanonen an, und nehmen sie manchmal weg. Der Fürst des Landes hat zwar den Holländern den ausschließenden Handel zugestanden, handelt aber doch auch mit den Engländern. Ja man sagt, daß den Holländern der Besitz der Hauptstadt jährlich noch an 11000 Rthlr. kostet über alle ihre dasigen Einkünfte und Handlungsprofite.

Tonkin (Tunquin, Tonquin) gehörte vormals zu dem Chinesischen Reiche, von welchem es auch zum Theil seine Religion, den Deismus des Confuzius erhalten hat. Schon vor sieben Jahrhunderten hat es sich von China losgerissen, und die Einwohner sind seit dieser Zeit immer in bürgerliche Kriege verwickelt gewesen. Portugisen, Holländer und Franzosen haben es mehrmals, aber immer vergeblich, versucht, eine dauerhafte Verbindung mit diesem Lande zu errichten. Nur von **Madraß** handeln einige Kaufleute hierher, und theilen mit den Chinesen die Ausfuhr des Kupfers und einer schlechten Art von Seide.

Cochinchina wird durch einen Fluß von Tonkin getrennt. Vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten stiftete hier ein flüchtiger Prinz aus Tonkin einen Staat, dessen Grundlagen Ackerbau und Grundeigenthum waren, daher er sehr bald blühend und volkreich ward.

Die

Die Chineser sind im Besitze des dasigen Haupthandels, und Kochinchina liefert ihnen Holz zu Schreiner Arbeit, Zimmerholz zu Häusern und Schiffen, sehr viel Zucker, gute Seide, schlechten Thee für das gemeine Volk; Zimt von einer solchen Güte, daß er viermal theurer bezahlet wird, als der Ceylonsche; Pfeffer; Gold; Adlerholz und so reines Eisen, daß man es schmiedet, so wie es aus dem Bergwerke kommt, ohne es auszuschmelzen.

Die Inseln des Indianischen Oceans sind die **Maldivischen; Ceylon** oder **Sirendiep;** die **Inseln von Sunda;** die **Molukken;** die Inseln **Celebes** und die **Philippinen.**

Die **Maldiven** machen eine lange Kette von Inseln aus, vom achten Grad nördlicher Breite bis zum vierten Grad südlicher Breite. Man will ihrer an 12000 zählen. Aber die mehresten sind weiter nichts, als bey hoher Fluth überschwemte Sandhaufen. Man muthmasset, daß alle diese verschiedene Inseln eine einzige ausgemacht haben, welche vielleicht mit dem festen Lande bey dem Vorgebürge Komorin zusammengehangen, und durch irgend eine große Naturbegebenheit zerrissen worden ist. Die gröste dieser Inseln ist **Male.** Unter allen Kanälen, welche diese Inseln trennen, sind nur viere schifbar. Die ersten Bewohner dieser Inseln kamen muthmaßlich aus Malabar; dann folgten ihnen Mohammedische Araber, und 1507 setzten sich hier Por-

rugksen, welche aber bald von den Landeseingebohrnen verjagt wurden. Der Handel ist nicht sehr beträchtlich, weil diese Inseln nur Kauris, getrocknete Fische und Kayar liefern.

Ceylon (bey den Eingebohrnen Sirendiep oder das Land des Vergnügens; bey den Alten Taprobane) ist nur durch eine Meerenge voller Untiefen von zehn Meilen von dem festen Lande der disseitigen Indischen Halbinseln getrennt. Sie ist 60 Meilen lang, und ihre gröste Breite beträgt zwanzig Meilen. Sie wird von zwey, an Sitten, Religion und Regierungsform verschiedenen, Völkern bewohnt. Die Wadas besitzen den nördlichen minder fruchtbaren Theil; sind in Stämme oder Horden getheilt, welche sich als eine Familie ansehen, gehorchen einem einzigen Oberhaupte, dessen Macht aber eingeschränkt ist, und haben ihre Freyheit bis itzt tapfer vertheidiget. Im mittägigen Theile wohnt die zahlreichere Nation der Eingalesen, welche einem uneingeschränkten Fürsten unterworffen ist, dem Fürsten von Candy, und kein Grundeigenthum besitzt. Die Produkte dieser Insel sind Elephanten, Kaffee, Pfeffer, Amethyste, Saphire, Topasen, Arecka, Betel, Perlen, und vorzüglich Zimt. Die Portugisen, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sich hier gesetzt hatten, wurden 1658 von den Holländern vertrieben. Die Eingebohrnen sahen die Holländer als ihre Erretter an, und der König von Candy sagte zu

den

den ersten, welche hier ankamen „ ihr könnt euren „Herren versichern, wenn sie ein Kastell hier bauen wol„len, daß ich, meine Frau und Kinder die ersten seyn „werden, welche die nöthigen Materialien herbeytra„gen wollen.„ Aber dieses Zutrauen verschwand bald, da die Holländer die Portugisischen Besitzungen für sich behielten, beynahe der ganzen Küste von 2 bis zu 12 Meilen ins Land hinein sich bemächtigten, und den Landesfürsten nöthigten, alle Produkte ihnen, und keinen andern Europäern zu verkaufen. Die den Holländern unterworfene Einwohner müssen für ein Pfund Reiß des Tages und einige grobe Kleidungsstücke ihre Felder bestellen, den Zimt schälen, statt der Pferde auf Reisen sie in Palankins*) tragen, mit einem Worte Sklaven seyn. Wenn es aber jene zu toll machen, so entweichen diese Unglückliche tiefer in das Land, und verheeren die holländischen Pflanzungen. Und der Fürst von Candy ist immer ein fürchterlicher Nachbar, ob ihn gleich die Holländer 1766 zu einen sehr nachtheiligen Frieden nöthigten, in welchem er versprechen muste, keine Verbindung mit einer auswärtigen Macht zu haben, und alle Europäer, welche sich etwan in seine Staaten einschleichen würden, auszuliefern. Der Profit am Zimthandel ist unermeßlich. Den Holländern kostet das Pfund

auf

*) Eine Art von Hangematte, welche an Stangen befestiget getragen wird

auf der Stelle nicht volle 4 Gr. und sie führen jährlich 7000 Ballen aus, jeden zu etliche achtzig Pfund. Ganze Zimtwälder sind auf den Gebürgen der **Wadas**; aber weder die Europäer, noch Cingalesen werden darzu gelassen. Die Wälder des Fürsten von Candy allein müssen den etwannigen Mangel in den holländischen Magazinen ausfüllen. Die Perlenfischerey ist itzt nicht mehr so einträglich, als sonst. Nur alle fünf oder sechs Jahre kann man Muscheln fischen. Die Fischerey wird alsdann verpachtet, und bringt der holländischen Gesellschaft einige 60000 Rthlr. ein. Die Hauptörter in dem holländischen Antheile sind **Jafanapatan**, welches dient, allen Verkehr der Eingebohrnen mit dem benachbarten festen Lande zu hindern. **Negumbo**, welches die Landschaft, wo der Zimt wächst, in Zaum hält; **Kolombo**, die Hauptstadt und Sammelplatz aller Reichthümer, wo die Schiffe der holländischen Gesellschaft ihre Ladungen nach Europa einnehmen; **Mature** in der Gegend, wo die Gesellschaft den Kaffee= und Pfefferbau eingeführt hat.

Die **Inseln von Sunda** liegen gerade unter der Mittagslinie, und führen ihren Namen von der Meerenge **Sonda** (Sunda), welche sie von der Insel Java scheidet, und durch welche alle nach China und Japan bestimmte Schiffe gehen müssen. Die drey wichtigsten sind **Borneo**, **Java** und **Sumatra**. Die kleine Insel **Nicobar** gehört seit 1756 den Dänen.

Borneo ist die gröste bekannte Insel, indem sie eine Länge hat von Mittag nach Mitternacht von mehr als anderthalb hundert Meilen. Das Innere des Landes ist unbekannt. An den Küsten sind vier unabhängige Staaten, nämlich das **eigentliche Borneo** und **Sambas**; der Staat von **Banjermaßin**, wo die Holländer den größten Theil des Handels haben; der Staat von **Paßier** und von **Sooloo**. Die Fürsten der beyden letztern sind Freunde der Engländer. Der Sultan von Soloo hat so gar den Engländern die Insel **Balambangan** *) an dem nördlichen Ende dieses Eylandes 1765 abgetreten. Man glaubt, sie könne ihrer Wichtigkeit wegen Anlaß geben zu Streitigkeiten zwischen Spanien und England und Holland, weil sie nach ihrer Lage den Molukken und Philippinen gefährlich werden, und ihren Besitzern Theil an dem Gewürzhandel verschaffen könne. **Borneo** liefert Goldsand, Diamanten, Perlen, Pfeffer und den besten orientalischen Kampher. Ausser den Holländern, welche einige Diamanten und gegen 600000 Pfund Pfeffer, den Centner zu neuntehalb Rthlr. von dieser Insel ziehen, handeln Spanier, Portugiesen und Chineser hierher.

Die

*) Sie führt auch, aber irriger Weise, wie man sagt, die Namen Saffara, Taffara, und Soloc bey dem Hr. von Bougainville.

Die Insel **Java** hat über 200 Meilen im Umfange. Das Volk glaubt, es stamme von den Chinesen. Aber die herrschende Religion ist ein verderbter Muhametismus. Durch lange bürgerliche Kriege waren die Javaner zu einem tiefen Grad moralischer Verderbniß herabgesunken; alles gegenseitige Zutrauen war verschwunden, und keiner sprach mit dem andern, ohne den Dolch in der Hand zu haben. Sklaven bauten das Feld, und ihre Herren waren indeß müssig, wann sie nicht gegen einander fochten. Die Holländer kamen hierher im Anfange des 17ten Jahrhunderts, wohin sie der Pfefferhandel, und die Nachbarschaft der Molukken lockte. Seit dieser Zeit haben sie die Portugisen und Engländer verdrängt, und durch Unterhaltung der bürgerlichen Kriege, bey welchen sie sich kein Bedenken machten, rebellische Söhne gegen ihre Väter zu unterstützen, haben sie sich nach und nach zu Herren des ganzen Eylandes gemacht. Denn die Fürsten sind ihnen in dem Grade unterworfen, welchen sie selbst für gut finden. Den westlichen Theil der Insel nimmt das Königreich **Bantam** ein. Der König lebt in einer Vestung unter den Augen der Holländischen Besatzung. Die Holländische Gesellschaft hat von diesem Staate reinen Profit alles dasjenige, was sie an 3000000 Pfund Pfeffer gewinnt, welcher ihr der Centner zu sieben Rthlr. und einige Groschen geliefert werden muß. Aus dem Lande **Tsieribon** zieht sie noch mehr Vortheile. Der

 unter

unter ihrem Schutz stehende Sultan desselben liefert ihr jährlich 1000 Lasten Reiß, jede Last von 3300 Pfund für 21 Rthlr; 1000000 Pfund Zucker, den Centner vom besten für 3 Rthlr. 15 Gr.; 1200000 Pfund Kaffee, das Pfund für 1 Gr. 4 Pf.; 100 Centner Pfeffer, das Pfund für 1 Gr. 7 Pf.; 30000 Pfund baumwollen Garn, das Pfund vom schönsten für 9 Gr. 4 Pf.; 600000 Pfund Arreka, den Centner für 3 Rthlr. 12. Gr. Hundert Europäer erhalten dieses Land in der Abhängigkeit. Die Unkosten dieser Besitzung belaufen sich noch nicht auf volle 13900 Rthlr., welche Summe sie an der Leinewand gewinnt, welche sie einführt. Das Reich **Mataran** wird durch 700 Soldaten in der Unterwürfigkeit erhalten, gegen welche die Fürsten derselben sich mehrmalen, aber vergeblich gesträubt haben. Die Hafen dieses Landes sind die Werfte, wo alle kleine Fahrzeuge und Schaluppen für die Gesellschaft gebauet werden. Ausserdem liefert ihr der Fürst des Landes jährlich 5000 Lasten Reiß, die Last für 13 Rthlr. 18 Gr.; Salz, so viel als sie verlangt, die Last für 7 Rthlr. einige 20 Gr; 100000 Pfund Pfeffer, den Centner für 5 Rthlr. 8 Gr; allen Indig, welchen man einsamlet, das Pfund für 20 Gr. Die Unkosten dieser Besitzung rechnet man jährlich gegen 200000 Rthlr. Das Land **Balambuan** ist frey durch seine Armuth. Der letzte Staat auf der Insel ist **Jakatra**. Dieser gehört den Holländern eigenthümlich. Durch einen grausamen

Krieg

Krieg haben sie ihn erobert und verheert. Ihre Bevölkerung beträgt 150000 Sklaven, welche von wenig freyen Leuten befehligt werden. Ihr Schweiß giebt 2000000 Pfund Kaffee, 150000 Pfund Peffer, 25000 Pfund Baumwolle, 10000 Pfund Indig, und 10000000 Pfund Zucker. Auf die Ruinen der Hauptstadt Jakatra ist **Batavia** erbaut. Diese große Stadt ist der Mittelpunkt aller Holländischen Besitzungen in Indien; hier langen alle Schiffe an, welche die Gesellschaft von Europa nach Asien schickt, ausser denen, welche gerades Weges nach Bengalen und Ceylon segeln sollen; hier ist der Sitz des **Raths von Indien**, welcher alle Besitzungen der Holländischen Gesellschaft in Indien, und alle Handlungsgeschäfte derselben regiert. Das Haupt desselben, der **General** läßt sich nie öffentlich sehen, ohne einer Garde und mehr als fürstlichem Gefolge. Die nächste Person nach ihm ist der **General Direktor**, und dann folgen 5 Räthe. Die Pracht und Ueppigkeit ist in Batavia so groß, als in den mehresten Europäisch-Indischen Städten. Die Menschenzahl, Vorstädte und das Weichbild der Stadt nicht eingerechnet, schätzt man nur gegen 100000. Unter diesen sind etwa 10000 Europäer, von welchen an 4000 in Indien selbst gebohren, und sehr aus der Art geschlagen seyn sollen. Den grösten Theil machen die Sklaven aus. Die übrigen sind Malayen, Javaner, freye Makaßaren und Chi-

neser, welche fast allein alle Handwerke treiben, und alle Manufakturen in Händen haben.

Die Insel **Sumatra** liegt nach der Hälfte ihrer Länge, der Halbinsel **Malacca** gegenüber. Sie ist über 150 Meilen lang, und in der grösten Breite 50 Meilen breit. Für die Europäer ist sie eine der ungesundesten Besitzungen. Holländer und Engländer haben hier Niederlassungen. Der wichtigste Ort der erstern ist **Palimban**, welcher ihnen jährlich gegen 17000 Rthlr. kostet. Dargegen erhalten sie 2000000 Pfund Pfeffer, den Centner für 5 Rthlr. 20 Gr. und 1500000 Pfund Spialter, den Centner für 15 Rthlr. 8 Gr. Der gröste Theil dieser Insel ist von den Europäern unabhängig, und der mächtigste der Landesfürsten ist der von **Achem**. Die gleichnamige Stadt dieses Landes ward ehedem von allen Nationen Asiens besucht, welche ihre Waaren gegen Pfeffer, Gold und Edelsteine vertauschten. Der Fürst ist auch noch itzt einer der reichsten, weil er jährlich bey dem Handel baar Geld herausbekömmt, und das Gold aus den Flüssen in seiner Schatzkammer samlet. Die Engländer besitzen hier das Fort **Marlborough**.

Die **Molukken** (die **Specerey**, die **Gewürzinseln**) liegen nahe an der Sonnengleiche. Man begreift gegenwärtig mehrere Inseln unter dieser Benennung, als ehedem. Unter den alten Molukken sind die wichtigsten **Ternate**, **Machian**, **Tidor**, **Bachian**; unter

den neuern Amboina, Banda, Timor. Die grö- ste hat keine neun teutsche Meilen im Umkreise. Woher ihre ersten Bewohner gekommen, das weiß man nicht. Aber daß Chineser, Javaner, Malayen sie wechselsweise unter ihre Gewalt gebracht, wird mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet. Wie die Portugiesen im Anfange des 16ten Jahrhundertes hierher kamen, fanden sie die Muhamedische Religion sehr ausgebreitet. Das Volk war übermäßig faul. Jagd und Fischfang waren seine einzigen Beschäftigungen. Dargegen hielt ihnen die Natur am Kokos und Sagubaume einen immer gedeckten Tisch bereit. Selbst die herrlichsten Produkte seiner Eylande, die Muskatnuß und die Gewürznägelchen, zwey Gewürzarten, welche die Alten gar nicht gekannt haben, wurden bey ihnen zuerst durch die Chinesen entdeckt. Ihr Gebrauch hat sich aber schnell in Asien und Europa verbreitet. Ausser diesen Gewürzen, und dem Kokos und Sagu, erzeugen diese Inseln nichts von andern Nothwendigkeiten des Lebens. Die Holländer haben sich dieser reichen Inseln im ersten Drittel des 17 Jahrhundertes bemächtiget, zum Theil durch grausame Ungerechtigkeiten, welches überhaupt der Fall bey fast allen europäischen Besitzungen in diesem Welttheile ist. Um den ausschliessenden Gewürzhandel an sich zu bringen, welcher eine der großen Quellen der Holländischen Macht ist, haben sie die Könige von Ternate und Tidor genöthiget, den Muskaten- und Ge-

würznägelbaum aus den Inseln, welche man unter ihrer Bothmäßigkeit ließ, auszurotten. Zur Schadloshaltung zahlt die holländische Gesellschaft dem ersten eine Pension von beynahe 18000 Rthlr.,*) und dem andern eine von 3300 Rthlr. **). Den Anbau des Gewürznägelbaums hat die Gesellschaft allein nach **Amboina** versetzt. Sie hat den Einwohnern 4000 Stück Ländereyen vertheilt, und auf jedem derselben erlaubt sie ihnen, 125 Bäume zu pflanzen. Ein jeder trägt, ein Jahr in das andere gerechnet, über zwey Pfund Gewürznägel; ihr gesamter Ertrag beläuft sich also über 1 Million Pfunde. Aus Vorsicht gegen schlechte Ernten hat die Gesellschaft immer vier Millionen Pfund in Europa, und zwey Millionen in Indien vorräthig. Den Landeseingebohrnen zahlt die Gesellschaft für jede zehn Pfund Nägelchen 1 Rthlr. 12 Gr. Auf **Banda** und zwey benachbarten kleinern Inseln wird der Muskatbaum gezogen. Für ein Pfund Muskatblüthe zahlt die Gesellschaft 6 Gr., und für die Nuß 9 Pf. Auf **Banda** sind alle Eingebohrne ausgerotet worden, weil sie nicht Sklaven seyn wollten. Die Ländereyen sind unter Weisse vertheilt worden, welche zum Landbau von den benachbarten Inseln Sklaven kaufen. Das Klima ist äusserst ungesund, und weil viele Lasterhafte von der Obrigkeit

und

*) 32250 holländische Gulden.

**) gegen 6000 Gulden

und ihren Eltern hierher verbannt werden, nennt man dieses Eyland die Züchtigungsinsel. Um sich das unermeßliche Einkommen der Gewürzinseln zu sichern, hat die Holländische Gesellschaft zwey befestigte Plätze angelegt, den einen zu **Timor**, den andern zu **Celebes.** **Timor** ist ungefähr 16 Stunden lang, und 15 bis 18 breit. Hier wohnen noch viele Portugisen, Nachkommen von denen, welche 1613 von den Holländern hier überwunden wurden. Gewinn hat die Gesellschaft von dieser Besitzung nicht.

Unter dem Namen **Celebes** versteht man mehrere nahe bey einander liegende Inseln, deren Länge zusammen auf 150 teutsche Meilen, die Breite auf 75 gerechnet wird.*). Auf der grösten wohnen die **Makassarn**, das tapferste Volk im mitternächtigen Asien. Ihr erster Anfall ist wüthend; hält aber nicht über die erste Hitze an. Ihr Leibgewehr ist der **Kriß.** Er sieht aus wie ein Dolch, ist anderthalb Schuh lang und hat eine geschlängelte Klinge. Im Kriege trägt man nur einen; aber bey Privatstreitigkeiten zwey. Einen in der Linken zum ausspariren, den andern um den Feind damit zu treffen. Die Wunden von diesem Mordgewehr sind gefährlich, und im Zweykampfe kommen gemeiniglich beyde Streiter um. Die Portugiesen sind von hier erst 1660 durch die Holländer vertrieben worden.

*) 100 Seemeilen sind 75 teutsche

Die Philippinischen Inseln *) (die Luconischen **) die Manilischen ***) liegen Asien nach Osten zu, den Molukken gegen Norden. Es sind ihrer über tausend, von welchen die wenigsten bewohnt, und die wichtigsten in den Händen der Spanier sind. Die Gebürge dieser Inseln werden von Wilden bewohnt, welche nomadisch leben, um frey zu seyn. Die Ebenen, woraus man sie verjagt hat, sind nach und nach durch Kolonien aus Siam, Sumatra, Borneo, Makaßar, Malakka und den Molukken besetzt worden. Von den Europäern war Magelhäens, in Diensten Kaysers Carl V der Erste, welcher diese Inseln 1521 entdeckte, da er auf Entdeckungen nach Westen zu ausgelaufen war. Aber unter Philipp II wurden einige dieser Inseln erst 1564 bezwungen. Die vornehmste ist Lucon. Auf allen Spanischen Philippinen leben etwa 3000 Spanier, 9000 Mestizen †) und 1360000 Indier ††), welche dem Könige von Spanien jährlich einen Tribut von 16 Gr. geben. Die Hauptstadt auf der

*) So benamt zu Ehren Philipps II von den Spaniern.

**) Bey den Eingebohrnen.

***) Nach der Hauptinsel Manilla.

†) So heissen in Amerika diejenigen, von deren Eltern eins aus Europa, das andere aus Indien ist.

††) Diese Anzahl fand sich bey einer Zählung 1751.

der Insel Luzon ist **Manilla** (Manilia). Hier werden nicht allein Kriegsschiffe für Europa gebaut; sondern diese Stadt ist der Mittelpunkt, von wo aus die Produkte und Waaren Asiens nach dem Spanischen Amerika gebracht werden; sie ist der Verbindungsort zwischen Ostindien und Südamerika. Alle Jahre segelt im Julius eine **Gallione**, welche nach den Gesetzen nur für 830000 Rthlr. Waaren laden soll, von Manilia nach **Akapulko** im Königreiche **Mexico**. Hier vertauscht sie die Gewürze, die Nesseltücher, die gemahlte Leinewand, die seidnen Zeuge, und Goldtschmidsarbeiten aus Asien gegen europäische Waaren, amerikanische Koschenille, und ungefähr 2770000 Rthlr. baares Geld. Der beträchtlichste Theil von dieser Ladung gehört den Chinesern, Holländern, Engländern und Franzosen. Denn die spanischen Philippinen, ob sie gleich eine vortrefliche Lage haben zwischen Japan, China, Kochinchina, Siam, Borneo, Makaßar und den Molukken, und Tabak, Ebenholz, indianische Vogelnester, weißen Hanf zu Tauen und Segel, vortrefliches Zimmer- und Schiffbauholz, Kauris, Perlen und Zucker erzeugen, haben doch keinen Verkehr mit genannten Ländern. Es fehlt da Betriebsamkeit, die Produkte zu vermehren und zu verarbeiten, und der Ueberfluß an Lebensmitteln, an Fischen, Reiß, Obst, Gemüse, Vieh, Sagu und Kokosbäumen unterhält die Unthätigkeit der Landeseingebohrnen.

Klei-

II.

Kleine Naturgeschichte Indiens.

Es sind in der vorherigen Beschreibung Indiens verschiedene Produkte erwähnt worden, deren nähere Beschreibung den Freunden einer unterrichtenden Lektüre nicht unangenehm seyn wird. Sie sind diese: Opium, Reiß, Baumwolle, Pfeffer, Indigo, Santal, Safran, Kardamom, Ingwer, Zimt, Arreka, Betel, Kokos, Adlerholz, der Lackgummibaum, Zucker, Kaffee, Sagu, Muskatbaum, Gewürznägelbaum, Kampherbaum, der Kayar, der Biesam, Bezoar, Salpeter, die Kauris und die indianischen Vogelnester.

Das **Opium** ist ein Produkt der Pflanze, welche man Mohn nennt, dessen ungefähr fingerdicke Wurzel, so wie die übrige Pflanze einen bittern milchartigen Saft in sich faßt. Auf dem Halme dieser Pflanze, welcher ungefähr drey Fuß hoch ist, wachsen längliche, ausgezackte, bauchigte, meergrüne, dem Kopfsalat ähnliche Blätter. Die Blume ist rosenfärbig. Wann der Mohn im vollem Schusse ist, so thut man an dem Kopfe einen kleinen Schnitt; aus diesem fliessen einige Tropfen eines milchigten Saftes, welche man gerinnen läßt, und dann einsamlet. Dieses wiederholt man dreymal; aber der Saft wird immer weniger und schlechter. Den eingesamleten Saft näßt und knetet man mit Wasser und Honig, bis er so ständig, zäh und glänzend wird,

als

als ein wohlpräparirtes Harzpech. Daraus macht man kleine Kügelchen. Das Beste ist etwas weich, giebt dem Drucke nach, läßt sich anzünden, ist braun und schwärzlich an Farbe, stark und stinkend am Geruch. Nach den verschiedenen Arten, wie man es zubereitet, und nach der Dosis, welche man davon nimt, schläfert es ein, oder macht wüthend. Patna am Ober-Ganges ist der Ort auf der Welt, wo der mehreste Mohn gebaut wird. In allen östlichen Theilen Indiens ist man ihm aufs höchste ergeben. Die chinesischen Kayser haben es in ihren Staaten abgeschaft, indem sie jedes Schiff, das diese Art Gift führet, jedes Hauß, das es aufnimt, zum Feuer verdammt haben. An der Küste von Malakka aber, zu Borneo, auf den Molukken, zu Java, zu Makaßar und Sumatra wird eine unermeßliche Menge desselben verbraucht. Diese Völker rauchen es mit Tabak vermischt. Wer einen verzweifelten Streich aus Mordlust, oder Ueberdruß des Lebens ausführen will, berauscht sich mit diesem Rauch. Dergleichen Menschen werfen sich hernach ohne Unterscheid über alles her, was sie antreffen; sie achten es nicht, in Spieße zu rennen, um ihren Feind anzufallen. Die Holländer, welche fast alle Orte, wo das Opium das mehreste Unheil anrichtet, inne haben, sind von dem Profite dieses Handlungszweiges mehr gerührt worden, als von dem Mitleiden gegen desselben unglückliche Schlachtopfer. Sie haben einem jedem lieber das

Recht

Recht gegeben, alle welche von Opium berauscht mit Gewehr durch die Straßen laufen, zu ermorden, als den Gebrauch desselben zu verbiethen, und dadurch vielen Menschen das Leben zu retten.

Der **Baumwollenbaum** ist klein, verlangt einen trocknen und steinigten Boden, und eine sehr sorgfältige Wartung. Im März und April liefert er seine Ernte. Am Ende seiner Zweige wächst eine Blume, deren Staubwege sich in eine Schale verwandelt, so dick als ein Tauben Ey. Diese platzt in drey Theile, wann die Wolle, welche sie enthält, reif ist. Nach geschehener Ernte wird der Saame von der Wolle geschieden. Dieses geschieht durch eine Baumwollenmühle. Das ist eine Maschine, welche aus zwey hölzernen Stäben besteht, wovon jeder achtzehn Fuß lang ist, anderthalb Zoll im Umfange hält, und zwey Striche tiefer Riefen hat. Man befestiget die Stäbe an beyden Enden, und es bleibt nur so viel Raum zwischen beyden, als nöthig ist, daß die Saamenkörner durchfallen können. An dem einen Ende ist eine Art von kleinem Mühlsteine, der mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, und so dann die beyden Stäbe nach einer gegenseitigen Richtung herum dreht. Sie fassen die vorgehaltene Baumwolle, und treiben durch die empfangene Bewegung die Körner aus derselben heraus.

Der **Pfefferbaum** ist ein Strauch, dessen Holz Knoten hat, wie der Weinstock, und wenn es trocken ist,

den Reben vollkommen gleicht. Seine Blätter haben einen starken Geruch und beissenden Geschmack; sie sind eyförmig gestaltet, und gehen gegen das Ende spitz zu. Aus der Knospe einer weisen Blüthe kommen, bald mitten an den Zweigen, bald am Ende derselben, kleine Trauben hervor, wie die am Johannisbeerstrauche. Eine jede enthält zwanzig bis dreyßig Pfefferkörner. Man pflückt sie gemeiniglich im Oktober, und läßt sie sieben bis acht Tage an der Sonne liegen. Alsdann verliehrt diese, anfangs grüne, dann rothe Frucht ihre Haut, und wird schwarzbraun. Der dickste, schwerste und glatteste ist der beste. Der Pfeffer wächst recht gut auf Java, Sumatra, Ceylon; aber doch vorzüglich auf der malabarischen Küste Man säet ihn nicht; er wird gepflanzt, und die Wahl der Senker erfodert eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit. Erst nach drey Jahren trägt er Früchte. Die drey folgenden Jahre sind so ergiebig, daß mancher Strauch sechs bis sieben Pfund Pfeffer giebt. Im zwölften Jahre trägt der Baum gar nichts mehr.

Der **Indigobaum** *) ist eine Pflanze, deren Wurzel drey bis vier Strich im Durchschnitt, und über einen Fuß in die Länge beträgt, und einen der Petersilie ähnlichen Geruch hat. Aus dieser Wurzel entspringt ein einziger Halm, ungefähr so dick, als sie selbst, welcher gegen zwey Schuh hoch wächst, gerade, hart, fast hol-

*) Die Indier nennen ihn Anil.

holzig ist, und von einer leicht aufgeplatzten Rinde umgeben wird. Unten her sieht er aschgrau, in der Mitte grün, am obersten Ende röthlich aus, und hat nicht den geringsten Anschein von einem innwendigen Mark. Die immer paarweise um den Stengel herumstehenden Blätter sind eyförmig, sanft anzufühlen, oberhalb mit Reifen, unterhalb dunkelgrün, und hängen an einem sehr kurzen Stiel. Ungefähr von dem dritten Theile des Stammes an bis gegen das Ende sieht man Aehren, daran zwölf bis funfzehn kleine Blumen hängen, ohne Geruch. Der Staubweg, welcher sich in der Mitte jeder Blume befindet, verwandelt sich in eine Hülse, worin der Samen enthalten ist. Man säet ihn gemeiniglich im Frühlinge; in drey bis vier Tagen geht der Same auf, und in zwey Monathen ist die Pflanze reif. Man schneidet sie mit einem Winzermesser ab, wann sie zu blühen anfängt, und mit dem Abschneiden fährt man alle sechs Wochen fort, wenn das Wetter nur ein wenig regnigt ist. Sie lebt etwan zwey Jahr; hernach wird sie schlechter. Man reißt sie dann aus, und säet frischen Indig. Sie verlangt einen fetten, ebenen und wohlgeackerten Boden, und mergelt den Boden bald aus, weil sie durch ihre Blätter nicht Luft und Thau genug in sich zieht, um die Erde zu befeuchten. Der Staub, welcher an den Blättern hängt, ist der kostbarste Theil der Pflanze. Man wirft die geschnittnen Pflanzen in die **Weichwanne**; dieses ist eine große Wanne

voll

voll Wasser in welchem eine Gährung entsteht, die spätstens in 24 Stunden den verlangten Grad erreicht. Dann läßt man das Wasser durch einen Hahn in die **Schlagwanne** laufen, und legt in die gereinigte Weichwanne immer neue Pflanzen, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt werde. Das Wasser in der Schlagwanne ist mit einer sehr feinen Erde geschwängert, welche allein den Satz, oder das blaue Wesen ausmacht, das man sucht, und welches man von dem unnützen Salze dieser Pflanze scheiden muß, weil es macht, daß der Satz oben auf schwimmt. Um dieses zu bewerkstelligen, rührt man das Wasser mit durchlöcherten hölzernen, an einen langen Stiele befestigten Eimern, bis die gefärbten Theilchen sich nach und nach vereinigen, und von der übrigen flüßigen Materie trennen. Dann hält man mit dieser Bewegung der Eimer inne, damit der blaue Satz sich auf den Boden senke. Ist dieses geschehen, und das Wasser ganz wieder klar: so öfnet man über einander gebohrte Löcher, das eine nach dem andern, durch welche das unnütze Wasser abfließt. Wann die blaue Materie auf dem Grunde der Schlagwanne wie ein flüßiger Koth geworden ist, so öfnet man Hähne, durch welche sie in die **Setzwanne** läuft. Nachdem in dieser dritten und letzten Wanne noch viel überflüßiges Wasser von ihr abgelaufen ist, so läßt man sie in Säcken auströpfeln. Alsdann wird sie in Verschläge gethan, wo sie vollends alle ihre Feuchtigkeit verliehrt.

Nach drey Monathen ist dieser Indig so, daß er kann verbraucht werden. Die Wäscherinnen gebrauchen ihn, um der Wäsche eine bläuliche Farbe zu geben. Die Mahler brauchen ihn zu ihren Farben. Die Färber können kein schönes Blau ohne ihn machen. Die Alten bekamen ihn aus Ostindien. In neuern Zeiten ist er nach Amerika verpflanzt worden. Der Bau desselben scheint gegenwärtig Carolina, St. Domingo und Mexiko eigen geworden zu seyn. Den Indig von **Guatimala** *) hält man für den vollkommensten. Die Pflanze ist während ihres Wachsthums großen Unfällen ausgesetzt. Manchmal verdorrt der Stamm durch den Stich eines sehr gemeinen Wurms; oder die Blätter, welche seinen ganzen Werth ausmachen, werden in 24 Stuuden von den Raupen aufgefressen. Dieser letzte sehr gewöhnliche Zufall hat Anlaß zu dem Sprichworte gegeben: die Indigpflanzer gehen reich zu Bette, und stehen arm wieder auf.

Der **Santalbaum** hat die Größe eines Nußbaums. Er trägt eine unbrauchbare Frucht, welche den Kirschen ähnlich sieht. Sein Holz ist roth, gelb, oder weiß. Aus den beyden letzten Arten bekommt man ein Oel, mit welchem man sich in China, Indien, Persien, Arabien und der Türkey salbet. Man verbrennt auch das in kleine Stücken zerschnittene Holz in den Zim-

*) Provinz von Neuspanien in Südamerika.

men, als Räucherwerk. Man macht auch Kästgen daraus, welchen den eingeschlossenen Sachen einen angenehmen Geruch mittheilen. Das rothe Santalholz hat den geringsten Werth, und wird nicht viel, ausser zur Arzney, gebraucht. Der schönste Santal wächst in Malabar und Kanara.

Der Indische **Safran** (Curcuma) ist eine Pflanze, dessen Blätter der weissen Nießwurzblättern ähnlich sehen. Seine Blume ist von einer sehr schönen Purpurfarbe; seine Frucht ähnlich unsern Kastanien, stachligt, und in dieser Schale ist der wie Erbsen runde Saamen eingeschlossen. Die bittre Wurzel brauchen die Indier gelb zu färben, und zur Würzung fast einer jeden Speise.

Der **Kardamom** ist ein Gesäme, welches in die mehresten Gerichte der Indier gethan wird. Er wächst, ohne daß man ihn säet oder pflanzt, wenn man nur sein Laub nach der Regenzeit in Brand steckt. Man vermischt ihn mit Areka und Betel, oder kauet ihn nachher. Der kleine, welcher am höchsten geschätzt wird, wächst in Cananor. In der Arzney gebraucht man ihn, die Verdauung zu befördern, und den Magen zu stärken.

Der **Ingwer** ist die Wurzel einer Pflanze, welche nicht über zwey Schuh hoch wächst. Sie hat Blätter, welche den Blättern am Rohre völlig ähnlich sehen, ausser daß sie kürzer sind. Sie wird durch Sprößlinge

fortgepflanzt. Wann die Blätter gelb werden und verwelken, so ist der Ingwer reif. Man reißt ihn alsdann aus, und trocknet seine Wurzel an der Luft. Auf den Antillen wuchs er ehedem wild. Die Europäer bekamen bald eine Art der Leidenschaft für dieses seiner Natur nach sehr hitzige Gewürze. Sie aßen des Morgens davon, um ihren Appetit zu stärken; sie aßen es eingemacht bey der Mahlzeit; sie aßen es nach der Mahlzeit, um die Verdauung zu befördern; und bey der Schiffarth war es ihr Mittel gegen den Scharbock. Nach und nach ist er ziemlich aus der Mode gekommen, und Jamaika baut gegenwärtig den mehresten. Die Indier bedienen sich desselben noch am häufigsten, den Reiß, ihr gewöhnliches und fast einziges Nahrungsmittel, schmackhaft zu machen.

Der Zimtbaum wächst vier bis fünf Ruthen hoch, und der Stamm so wohl, als seine zahlreichen Zweige sind mit einer anfangs grünen, nachher rothen Rinde überzogen. Das Blatt sieht dem Lorbeerblatte nicht unähnlich, nur ist es länger und spitziger. Wann es zart ist, sieht es feuerfarbig aus; nachher färbt es sich oben dunkelgrün, und unten etwas heller. Die Blüthen sind klein, weiß, am Ende der Zweige in dicke Sträuche zertheilt, und geben einen angenehmen Geruch, ungefähr wie die Mayblumen. Die Frucht hat die Gestalt einer Eichel, ist aber kleiner. Sie reift im September. Wenn man sie im Wasser kochen läßt, so setzt sie oben ein Oel,

welches

welches man brennen kann. Läßt man es gerinnen, so wird es weiß und hart, und man macht Lichter daraus, welche einen angenehmen Geruch von sich geben, aber allein zum Gebrauch des Königs von Candy bestimmt sind. An dem Baume ist nur die zwote Rinde kostbar. Man schält sie im Frühiahre, schneidet sie in dünne Scheiben, legt sie an die Sonne, und indem sie trocken wird, rollt sie sich zusammen, so wie wir sie sehen. Wenn der Zimt gut seyn soll, muß der Baum nur drey bis vier Jahr alt seyn. Der Stamm, welchen man abgeschält hat, wächst nicht weiter; aber die Wurzel stirbt nicht ab, und treibt immer neue Sprossen. Der Zimt, wenn er fürtreflich seyn soll, muß fein, glatt, leicht zu brechen, gelbröthlich, aromatisch seyn, und einen scharfen, aber angenehmen Geschmack haben. Kenner ziehen den vor, wo die Rollen lang, die Stücken aber klein sind.

Die **Arrekanuß** wächst auf einer Art vom Palmbaume. Sie ist eine in den mehresten Gegenden Asiens nicht seltene, zu **Ceylon** aber sehr gemeine Frucht; sie ist eyförmig, und würde der Dattel nicht unähnlich seyn, wenn sie nicht an beyden Enden enger wäre. Ihre Schale ist dick, glatt und häutig. Der Kern, den sie umgiebt, ist weißlich, in der Gestalt des Pfeffers, und so dick als eine Muskatnuß. Wenn man sie allein ißt, wie einige Indier thun, so zehrt sie das Blut auf, und

verursacht die Gelbsucht. Diese Ungelegenheit ist aber nicht zu besorgen, wenn man sie mit Betel vermischt.

Der **Betel** ist eine kriechende und sich aufwindende Pflanze, wie der Epheu. Seine Blätter sehen fast aus wie Citronenblätter, nur sind sie länger und am Ende spitziger. Man baut ihn wie den Weinstock, und giebt ihm zu seiner Stütze einen kleinen Baum, Agati, an welchen die Betelpflanze besonders gerne heranwächst. Zu allen Stunden kauen die Indianer Betelblätter, und mildern die Bitterkeit durch die eingewickelte Arreckanuß. Man verbindet noch darmit Chunam, eine Art aus Muschelschalen gebrannten Kalks. Reiche Leute thun noch wohlriechende Sachen hinzu, welche ihrer Eitelkeit oder Sinnlichkeit schmeicheln. Man kann mit Anstande sich nicht auf einige Zeit trennen, ohne einander ein Geschenk mit einem Beutelchen voll Betel zu machen. Niemand darf mit einem Obern sprechen, ohne einen nach Betel riechenden Mund zu haben; ja es wäre so gar eine Grobheit, wenn man diese Fürsicht bey seines Gleichen unterliesse. Man kaut Betel nach den Mahlzeiten; man kaut Betel während den Besuchen; man bietet einander Betel an, wann man sich anredet, und Betel, wann man von einander geht. Die Zähne befinden sich nicht wohl darbey; aber der Magen, glaubt man durchgängig in Indien, werde dadurch stärker und gesünder.

Der

Der Kokosbaum hat so dünne und so wenig tiefschlagende Wurzeln, daß der Wind ihn oft umreißt. Sein Stamm, welcher gegen 30 bis 40 Schuh hoch wird, ist gerade, mäßig stark, und in seiner ganzen Länge von gleicher Dicke. Er ist so schwammig, daß das Holz weder zum Schiffbau noch bey andern ein wenig dauerhaften Gebäuden gebraucht werden kann. Sein Haupt bekränzen zehn bis zwölf lange, breite und dicke Blätter, welche dienen, die Häußer damit zu decken. Aus diesem Büschel, welcher dreymal des Jahres frisch hervorkommt, schiessen jedesmal Zweige, wie ein Arm dick, an deren jedem man zehn oder zwölf Kokosnüsse hängen sieht, welche mit der Schale nicht viel kleiner sind, als ein Mannskopf. Die erste Schale dieser Frucht ist faserricht, und man verfertiget daraus einige grobe Zeuge und Schiffthaue. Die zwote, welche sehr hart ist, wird zu kleinen Gefäßen und Haußgeräthe verbraucht. Das Innere dieser Schale ist mit einem weissen und dicken Fleische bedeckt, woraus man ein Oel preßt, welches in Indien, in starkem Gebrauche ist. Frisch ist dieses Oel ganz süß; aber wenn es steht, bekömmt es einen bittern Geschmack, und taugt nur zum Brennen. Der Satz, welcher in der Kelter bleibt, dient dem Viehe und Geflügel zum Futter, und bey schlimmen Zeiten dem gemeinen Volke zur Nahrung. Wenn man die Spitze der Zweige abkappt, so läuft ein weisser Saft heraus, welchen man in ein am Ende des Zweiges hängendes Ge-

fäß auffängt. Dieser frische Saft dient dem Ackersmann und dem Reisenden zur Erquickung. Aber er wird bald sauer, und verwandelt sich in einen nützlichen Essig. Wenn er in seiner ganzen Kraft destillirt wird, so giebt er einen sehr geistigen Aquavit. Läßt man ihn mit ein wenig Kalk kochen, so bekommt man einen Zucker von mitlerer Güte, welchen man zum Einmachen gebraucht. Die Bäume, aus welchen man diesen Saft zieht, tragen keine Frucht; denn der Saft ist es, aus welchem die Nuß sich bildet und wächst.

Der Sagubaum nährt die Menschen nicht mit seinen Früchten, sondern mit dem Marke seines Stammes. Er wächst ohne Wartung in Wäldern, und vermehrt sich von selbst durch seinen Saamen und Zweige. Er wird gegen 30 Fuß hoch, und gegen sechs Fuß dick. Das Aeusserste dieses Umfangs ist eine Schale von der Dicke eines Zolls. Innerhalb ist ein Gewebe von langen in einander geschlungenen Zäserchen. Diese enthalten eine Art von Mark oder Harz, welches sich zu Mehl machen läßt. Der Baum zeigt zu seiner Zeit dieses Mehl an durch einen feinen weissen Staub, womit sich die Blätter überziehen. Dieses ist die sichere Anzeige von der Reife des Sagu. Die Indianer hauen dann den Baum am Fuße ab, und zerlegen ihn in Stücken, welche in vier Theile gespalten werden, um das Mark heraus zu bekommen. Man läßt dieses Wesen in Wasser auflösen, und schlägt es hernach durch ein Tuch, welches das

Mehl

Mehl durchläßt, und nur das faseriche Gewebe zurück behält. Nachdem das Wasser verflogen ist, wirft man den fester gewordenen Teig in irdene Formen, wo man ihn auf Jahre lang trockner und hart werden läßt. Den Sagu ißt man blos in Wasser zerlassen, oder auch darinnen gekocht. Die Menschlichkeit der Indianer bewahrt das feinste dieses Mehls für die Alten und die Kranken. Bisweilen wird der Sagu auch zu einer weissen und sehr zarten Gallerte gemacht.

Das **Adlerholz** erhält seinen Werth von dem Harze, welches es in sich hat, und nach der Menge, desselben wird es geschätzt. Die harzreichsten Stücken werden aus dem Innersten des Baums geschnitten, oder aus dessen Wurzel. Man nennt sie **Kalunbac**, und sie werden von den Chinesen, welche sie als die vortreflichste Herzstärkung ansehen, immer mit Gold aufgewogen. Man verwahrt sie mit äusserster Sorgfalt in zinnernen Kästchen, daß sie nicht verdorren. Wenn man sie gebrauchen will, so zerreibt man sie auf einer Marmorplatte mit flüßigen Materien, welche gegen die Krankheit, an welcher man leidet, dienlich sind. Das geringere Adlerholz geht nach Persien, Arabien und der Türkey, und wird das Pfund wenigstens zu 26 Rthlr. verkauft. Man braucht es dort, die Kleider damit zu räuchern, wozu man alsdann noch Bernstein thut. Auch wird es noch zu einem andern Gebrauche angewendet. Es ist nemlich bey diesen Völkern Sitte,

daß diejenigen, welche einen Besuch erhalten, dem sie Achtung bezeugen wollen, ihm zu rauchen vorsetzen, dann Kaffee und Konfekt. Wird die Unterredung matt, so wird Sorbet *) gegeben, der Vorbothe des Auseinandergehens. So bald der Fremde aufsteht, um wegzugehen, so hält man ihm ein Rauchfaß vor, in welchem Adlerholz brennt. Den Rauch läßt man unter seinem Bart aufsteigen, und den Bart selbst besprengt man mit Rosenwasser.

Der **Lackfirnißbaum**, oder **Tsi-chu**, sieht der Rinde und dem Laube nach der Esche ähnlich. Er wird höchstens 15 Fuß groß, und seine gewöhnliche Dicke ist drittehalb Fuß. Er trägt weder Blüthen noch Früchte; wird durch Sprößlinge fortgepflanzt, und giebt erst im siebenten oder achten Jahre ein flüßiges Gummi von einer röthlichten Farbe, welches der Lackfirniß ist. Es läuft im Sommer aus verschiedenen Einschnitten in die Rinde, und wird bey jedem Einschnitte in einer Muschel gesammelt. Die Ernte wird für gut gehalten, wenn tausend Bäume in einer Nacht zwanzig Pfund Firniß geben. Aber dieses Gummi ist so bösartig, daß diejenigen, welche es sammeln, sehr vorsichtig sich verwahren müssen. Die Arbeiter bestreichen sich das Gesicht und die Hände vor und nach der Arbeit mit Rüböl. Mit diesem Firniß machen die Japaner und Chineser

*) Eine Art Limonade, von Zucker, Citronen, Ambra rc.

neser ihre schönen lackirten Waaren, und er erhält das Holz, wo er aufgelegt wird, unverweßlich. Der vollkommenste ist der Japansche; dann folgt der aus Siam und Tonkin, und der von Kambaya ist der schlechteste. Ueberall wird er von den Chinesern aufgekauft.

Das **Zuckerrohr** ist eine Art von Schilf, welches acht bis neun Schuh hoch wird, wenn man die Blätter am Gipfel mit rechnet. Gewöhnlich ist es zwey bis vier Zoll dick, und mit einer etwas harten Rinde überzogen, welche ein schammiges Wesen enthält. In gehöriger Entfernung ist es durch Knoten abgetheilt, welche aber den Umlauf des Saftes nicht verhindern, weil sie weich und markig sind. Diese Pflanze wird seit unendlichen Zeiten in Asien und Afrika gebaut. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhundertes kam sie nach Sicilien, und von da in die mittägigen Provinzen Spaniens. Nach der Zeit ward sie auf Madera *) und die kanarischen Inseln verpflanzt. Von hier brachte man sie nach Amerika, wo sie so wohl gerathen ist; als wenn sie da einheimisch wäre. Sie verlangt ein leichtes, lockeres und tiefes Erdreich. Die Senker, welche von dem obern Theile des Rohrs abgeschnitten werden müssen, treiben jeder ein Zuckerrohr, welches nach anderthalb Jahren geschnitten wird. Aus den Stoppeln wachsen Sprößlinge, welche man wieder funfzehn Monathe nach-

*) Liegen so wie Madera im Atlantischen Meere.

nachher schneidet. Diese zwote Ernte wirft nicht viel über den halben Ertrag der ersten ab. Manchmal schneidet man auch die Röhre zum dritten und viertenmal; aber das Einbringen wird jedesmal schlechter. Die Ernte ist auch nicht überall auf einerley Zeit angesetzt. In den französischen, dänischen, spanischen und holländischen Besitzungen dauert sie vom Jenner bis in den Oktober; in den englischen geschieht sie im März und April. Die abgeschnittnen Röhre müssen in den ersten vier und zwanzig Stunden, weil der Saft sonst sauren würde, zwischen zwo eiserne oder kupferne Walzen gelegt werden. Diese stehen senkrecht auf einer unbeweglichen Platte. Ihre Bewegung kömt aus einem wagerechten Rade, welches durch Ochsen oder Pferde gedreht wird. In den Wassermühlen hingegen bekommt dieses wagerechte Rad seine Bewegung von einem senkrechten, worauf das Wasser fällt, und es so um seine Axe treibt. Diese Bewegung geht von der Rechten zur Linken, wenn das Wasser von oben herab auf das Rad fällt; von der Linken aber zur Rechten, wenn der Strom das Wasser von unten her stößt. Aus dem Behälter, worinn der Saft der Röhre gesammlet wird, fällt er in eine Pfanne, wo man diejenigen Wassertheilchen, welche sich am leichtesten absondern, ausdünsten läßt. Dieser Saft wird dann in die zwote Pfanne gegossen, wo ein mäßiges Feuer seinen ersten Schaum abtreibt. Hat er sein zähes Wesen verlohren, so gießt man ihn in

die dritte Pfanne, wo ein stärkeres Feuer weit mehr Schaum abtreibt. Nachher läßt man ihn in einer vierten Pfanne kochen, bey einem dreymal stärkern Feuer, als das erste war. So bald dieser viermal gekochte Saft kalt geworden ist, gießt man ihn in kegelförmige irdene Gefäße. Diese Kegel sind an der Grundfläche offen; an der Spitze aber ist ein Loch, aus welchem man das Wasser abfließen läßt, welches keine Kristalle hat anschiessen können. Was nach diesem Abflusse übrig bleibt, ist roher Zucker, der fett, braun und weich ist. Und so wird er gröstentheils den Europäern geliefert, welchen man das Raffiniren überläßt. Das Rohr liefert ausser dem Zucker noch Sirup, welcher den zwölften Theil so viel werth ist, als der Zucker. Der Beste ist, welcher aus dem ersten Gefäße in das zweyte fließt, wenn man den rohen Zucker bereitet. Aus diesem Sirup brennt man, nachdem man ihn mit $\frac{2}{3}$ Wasser vermischt hat, einen Branntwein, welchen die Engländer **Rum**, die Franzosen **Taffia** nennen. Unter allen Zucker soll der von **Peru** der schönste seyn, wo aber nur sehr wenig gebauet wird.

Der **Kayar** ist die Rinde des Kokosbaums, aus welcher man Taue macht, welche bey der Schiffarth in Indien gebraucht werden. Die beste und mehreste kömmt aus den Maldiven.

Der **Kampfer** ist ein flüchtiges durchdringendes Oel oder Harz, bitter und scharf von Geschmack. Der Baum, von welchem er kommt, wächst auf vielen Inseln in Asien, und seit kurzen hat man entdeckt, daß man ihn aus allen Bäumen von dem Geschlechte des Lorbeerbaums ziehen kann. Man schneidet den Kampferbaum in kleine Stückchen, wie die Schwefelhölzer; legt sie in ein Gefäß, welches die Gestalt einer Blase hat; kocht sie in Wasser, und der Kampfer setzt sich an den Deckel an. Die Holländer sind die einzige Nation in Europa, welche das Geheimniß versteht, ihn im Grossen zu rafiniren. Man braucht ihn zur Arzney, in den Morgenländern zu Feuerwerken, und die Muhamedaner legen ihn bey der Beerdigung ihren Todten in den Mund. Der vollkommenste ist der aus Borneo. Die Japaner geben fünf bis sechs Centner von dem ihrigen für ein Pfund Borneischen, und die Chieneser, welche ihn als das treflichste Arzneymittel ansehen, bezahlen das Pfund zu 200 und einige zwanzig Thaler.

Der **Kaffeebaum** (Cahvah, Cahveh bey den Türken, das heißt der **Bohnentrank**) ist ursprünglich aus Ober-Aethiopien nach Arabien, von da durch die Holländer nach Batavia, und von hier nach Amerika gekommen. Das französische Ministerium hatte von den Holländern zwey Stämme von diesem Baume zum Geschenk bekommen für den königlichen bota-

tanischen Garten. Herr Desclieux erhielt zwey Senker davon im Anfange dieses Jahrhundertes, um sie nach Martiniko zu bringen. Auf dem Schiffe fieng das Wasser an knapp zu werden. Desclieux theilte seine kleine Portion mit seinen Bäumchen, und durch dieses edelmüthige Opfer erhielt er sie, und Martiniko segnete ihn bald als den Mann, durch welchen es einen neuen Zweig von Arbeitsamkeit und Handlung erhalten hatte. Denn diese Insel hat gegenwärtig von diesen beyden Bäumchen an 7000000 Kaffeestämme, und liefert an 70000 Centner Kaffeebohnen blos nach Frankreich. Wie viele tausend Menschen haben also nicht dem freywilligen Durste jenes Mannes ihren Unterhalt zu danken! Man läßt den Baum nicht über fünf Schuh wachsen. Seine Frucht hängt traubenweise längst den Zweigen unter Blättern, welche den Lorbeerblättern ähnlich, aber etwas länger sind. Die gesammleten Trauben werden, wann sie dunkelroth sind, in eine Mühle gebracht. Diese besteht aus zwey hölzernen, mit Eisenblech beschlagenen Walzen, welche 18 Zoll in der Länge, und 10 bis 12 im Durchmesser halten. Sie sind beweglich, und nähern sich durch die erhaltene Bewegung einem dritten unbeweglichen Stück Holze, das man die Kinnlade nennt. Ueber den Walzen liegt ein Rumpf, in welchen man die Trauben thut; diese fallen zwischen den Walzen und der Kinnlade durch; die Beeren werden dadurch von ihrer ersten Haut gelößt, und theilen sich in

zwey

zwey Hälften. Diese Bohnen werden dann eine Nacht in Wasser geweicht, und hernach in der Mühle von den übrigen Häuten gereiniget. Der beste Kaffee ist der von **Yemen** im glücklichen Arabien, welcher aber auf der Stelle das Pfund zwischen sechs und sieben Groschen verkauft wird. Ein türkischer Priester, sagt man, bediente sich dieses Getränkes zuerst, als ein Hülfsmittel gegen die Schläfrigkeit bey seinen nächtlichen Gebeten. Bald aber trank ihn Jedermann zum Vergnügen. Es ist unglaublich, welche Geldsummen die Europäer jährlich in diesem ganz entbehrlichen braunen Wasser vertrinken, welches den Körper nicht nähret, und wegen welches doch, nach einer seltsamen allgemeinen Gewohnheit, viele tausende sich gesundere und bessere Nahrungsmittel entziehen müssen. Zum Besten des armen Bauers und Bürgers haben einige europäische Fürsten große Abgaben auf die Einfuhre des Kaffees gelegt, um den Unbegüterten von diesem ihn ruinirenden Getränke zu entwöhnen. Aber die Reichen müssen dem gemeinen Volke mit ihrem Beyspiele vorgehen, oder die Fürsten müssen die Auflagen darauf so erhöhen, daß der gemeine Mann ihn schlechterdings lassen muß. Ich will hier eine sehr mäßige ungefähre Angabe hersetzen, wie viel Kaffee jährlich den Europäern geliefert wird, welche gewiß um ein ansehnliches größer angenommen werden muß. Aber sie ist immer groß genug, um zu sehen, wie viel die Europäer im Kaffee vertrinken.

Ara-

Arabien liefert den Europäern	1500000 Pfund
Tsieribon auf Java — —	1200000 — —
Jakatra auf Java — —	2000000 — —
die Insel Bourbon — —	2535100 — —
Surinam, Berbice und Essequebe	12000000 — —
St. Lucia — —	2000000 — —
Martiniko — —	6000000 — —
Guadeloupe nebst den darzu gehörigen kleinern Inseln — —	3500000 — —
San Domingo — —	12000000 — —
Jamaika — —	1000000 — —
Granada — —	1000000 — —
Dominika — —	500000 — —
	45235100 Pfund.

Nun nehme man an, daß der nicht handelnde Europäer im Durchschnitte das Pfund mit 5 Gr. bezahlt, so beträgt jene Summe Kaffee eine Geldsumme von 9423979 Reichsthaler. *)

Der

*) Diese Angabe von den nach Europa gelieferten Kaffee steht weit unter der wahren Summe. Denn manche Kaffeebauende Oerter sind ganz übergangen, als die Insel Frankreich, St. Vinzent, Kuba u. a. bey andern ist die Summe der Exportation sehr niedrig ange-

Der **Muskatbaum** ist so hoch als ein Birnbaum. Das Holz ist markig, die Rinde aschgrau, und seine wohlriechenden Blätter wachsen paarweise. Die Blüthe ist den Kirschen ähnlich; die Frucht so dick, wie ein Ey, und hat eine Farbe wie die Aprikose. Ihre erste Schale ist dick, wie bey den welschen Nüssen; sie thut sich auch eben so auf, wenn sie reif ist, und zeigt die Muskatnuß, eingehüllt in ihrer **Foelie**. Dann muß sie gepflückt werden; sonst trocknet die **Foelie** oder **Muskatblüthe** aus, und die Nuß verliehrt das Oel, welches ihre Kraft ausmacht. Diejenigen, welche man abnimmt, ehe sie völlig reif sind, werden mit Zucker oder Essig eingemacht, finden aber nur in Asien Abgang. Die Mußkatnuß braucht neun Monathe, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen. Wann sie abgenommen sind, so macht man ihre erste Schale los, und lößt die **Foelie**, welche man in der Sonne trocknen läßt. Die Nüsse werden auf Hürden gelegt, wo sie sechs Wochen lang bey einem mäßigen Feuer in dazu verfertigten Hütten trocknen müssen. Dann wird die

angegeben, z. E. bey St. Lucia, welches 1772 doch 5395889 Kaffebäume hatte; bey Guadeloupe welches 1767 schon gegen 6000000 Kaffeestämme zog. Zu der Absicht aber, in welcher diese Berechnung hier steht, braucht sie keine mehrere Genauigkeit.

die innere Schale losgemacht, und die Nüsse in Kalkwasser geworfen, um zu verhindern, daß keine Würmer hinein kommen. An Güte ist sie verschieden, nach dem Alter des Baums, dem Erdreiche, der Lage und Wartung. Man hält diejenige für gut, welche frisch, fettig und schwer ist, und einen öhlichten Saft von sich giebt, wenn man sie ansticht.

Der **Gewürznägelbaum** sieht aus wie der Lorbeerbaum. Sein Stamm ist zweigereich und mit einer Rinde, wie die am Olivenbaume, bekleidet. Seine Zweige strecken sich in die Breite aus; an dem Ende derselben wachsen weisse Blüthen, welche indem sie sich vereinigen, dasjenige bilden, was wir ein Nägelein nennen. Diesen Namen hat ihm unstreitig seine Gestalt gegeben. Gegen den Kopf theilt es sich in vier Theile; ist anfangs blaßgrün, dann gelb, hernach roth, und endlich so dunkelbraun, wie wir diese Frucht bey uns sehen. Man sammlet sie vom Oktober bis zum Februar. Man lieẞt die Nägelein sorgfältig ab, um dem Baume keinen Schaden zu thun; sammlet sie auf ausgebreiteten Tüchern, und trocknet sie hernachmals bey der Sonne, oder dem Rauche des Bambusrohrs. Die Nägelein, welche am Baume übersehen werden, wachsen in die Dicke fort, bis auf einen Zoll; hernach fallen sie ab, und bringen den Nägelbaum wieder hervor, welcher dann nach acht oder neun Jahre Früchte trä-

gen. Diese Nägelein nennt man **Mutternägelein.** Die Holländer machen sie auch in Zucker ein, essen sie nach der Mahlzeit als ein Verdauungsmittel, oder auf Seereisen als ein Mittel gegen den Skorbut. Das Gewürznägelchen, wenn es vollkommen seyn soll, muß schwer, fett, leicht zu brechen seyn, muß stechen, wenn man es betastet, muß einen warmen aromatischen Geschmack haben, und eine ölichte Feuchtigkeit zurücklassen, wenn man es quetscht.

Der **Biesam** ist ein dem Königreiche Thibet eigenes Produkt. Er entsteht in einem wie ein Hünerey grossen Sack, welcher in der Gestalt einer Blase einer Art von Rehe unter dem Bauche, zwischen dem Nabel und den Schaamtheilen, wächst. Ursprünglich ist es nichts, als ein faulendes Blut, welches in dem Sacke des Thieres gerinnt. Die gröste Blase des Thieres giebt nur eine halbe Unze Biesam. Sein Geruch ist von Natur so stark, daß man ihn zum gewöhnlichen Gebrauche durch süßere Gerüche mäßigen muß. Alle zum Verkauf bestimmte Blasen werden, Verfälschung zu verhüten, mit dem königlichen Siegel bezeichnet. Aber Betrüger öfnen die Blasen sehr fein, um ein wenig Bley hinein zu schaffen, und dadurch dieses schon an und vor sich kostbare Produkt zu vertheuern. Das Thier ist in **China** einheimisch und in **Indien.**

Der bengalische Salpeter kömmt von **Patna.** Er wird aus einem bald schwarzen, bald röthlichten,

bald weißlichen Thone gezogen. Man siedet ihn folgender Gestalt. Erst gräbt man eine große Grube, worinnen man die Nitervolle Erde mit vielem Wasser einweicht, und so lange umrührt, bis sie ein flüßiger Brey ist. Wenn das Wasser alles Salz heraus gezogen hat, und die dickste Materie zu Boden gefallen ist, schüttet man die flüßigsten Theile in eine kleinere Grube. Wenn diese Materie sich von neuem geläutert hat, schöpft man das helle, welches oben aufschwimmt, und ein ganz Nitervolles Wasser ausmacht, oben ab. Man läßt es in Kesseln kochen, schäumt es, so wie es kocht, ab, und in einigen Stunden erhält man ein Nitersalz, welches dasjenige, was man anders wo findet, unendlich übertrift. Ehedem hatten die Holländer sich des Alleinhandels damit bemächtiget. Im Jahr 1734 überliessen sie ein Drittheil den Engländern, und eben so viel den Franzosen ohne Profit. Nachher haben die Landeseingebohrnen den Holländern diese Pachtung genommen, und die englische ostindische Gesellschaft hat den grösten Antheil an diesen Handel. Sie kauft jährlich an 10000000 Pfund, das Pfund für nicht völlig einen Groschen, und verkauft es in Europa über drey Groschen.

Der **Bezoar** ist ein Stein, welcher in dem Magen einer Art von Ziegen, vorzüglich in Golkonda, erzeugt wird. Seine Farbe ist verschieden. Es giebt schwarze, aschgraue, gelbliche, dunkelgrüne. Er besteht aus einer Menge über einander liegender Häute,

nach Art der Zwiebeln. Im Mittelpunkte ist eine kleine Höhlung, in welcher man ein Grashälmchen, eine Bohne, ein Stückchen Holz ꝛc. findet, an welchen jene Masse sich erzeugt, und nach und nach die Härte eines Steins erhält. Die Größe ist verschieden. Einige wiegen nur eine Drachme; andere bis funfzehn. Das Pfund wird in Golkonda zu vierzig Rthlr. verkauft *).

Der Spialter ist eine Art von Zinn. Sumatra liefert der holländischen Gesellschaft jährlich 1500000 Pfund, den Centner für funfzehn Thaler, vierzehn Groschen.

Die Kauris sind weisse glänzende Muscheln, so groß als das äußerste Glied am kleinen Finger. Sie werden des Monaths zweymal gefischt, drey Tage vor, und drey Tage nach dem Neumond. Man packt sie in Packete, jedes zu zwölftausend Stück. Sie sind auf den Maldiven, in Bengalen und Afrika die Scheidemünze. Nach Bengalen gehen aus den Maldiven jährlich für 225000 Rthlr.; ein Theil davon bleibt in Indien; das Uebrige wird nach Afrika gebracht, wo die Europäer dieser Art Münze bey dem Handel gar nicht entbehren können. Das Pfund wird für 1 Gr. 10 Pf. eingekauft, und in Guinea gilt es eilf Groschen.

Die eßbaren indianischen Vogelnester sind eyförmig gestaltet, haben einen Zoll in der Tiefe, und drey Zoll

im

*) Guyon Th. 2. Absch. 1. §. 2.

im Umfange, und wiegen ungefähr eine halbe Unze. Sie sind das Werk einer Art von Schwalben, welche an Kopf, Brust und Flügeln schön blau, am Leibe aber weiß aussehen. Sie verfertigen dieselben aus Fischrogen, oder aus einem zähen Schleime, welchen die See an die Felsen wirft. Mit Salz und Gewürze zugerichtet, geben sie eine nahrhafte, gesunde Gallerte, welche die gröste Ueppigkeit an den Tafeln der Chineser und der muhammedanischen Morgenländer ausmacht. Die Chineser allein kaufen jährlich von diesen Nestern tausend Pikol *), und bezahlen den Pikol von vier bis zu acht Reichsthalern.

III.

Kleine Staatsgeschichte Indiens.

Die Geschichte der Indier verliehrt sich in die ältesten Zeiten der bekannten bewohnten Erde. Sie selbst wissen von keiner Einwanderung ihrer Stammeltern aus andern Gegenden. Sie halten sich für Eingebohrne des Landes. Dieses ist der Sinn ihrer alten Sage, daß sie **Hindus** oder **Indier** genannt worden von **Hindu**, welches Wort in ihrer heiligen Sprache den **Mond** bedeutet, und daß der große Fluß **Indus** von ihnen, nicht sie von dem Flusse den Namen erhalten hätten. So nannten sich Griechen und andere Völ-

*) Ein Pikol hält 120 Pfund.

ker, um anzuzeigen, daß die Einwanderung ihrer Vorfahren in unbekannte Zeiten falle, die **aus der Erde Erzeugte**. Indien, muthmaßt ein Neuer, ist vielleicht die Wiege gewesen des, nach der noachischen Fluth wieder auflebenden, Menschengeschlechts. Sehr hoch muß das Alterthum dieses Volkes gewiß seyn. Denn die Alten wissen gar nichts von dem Zustande der Wildheit und Barbarey bey den Indiern, aus welchem ein jedes sich selbst überlassenes Volk nur nach und nach in den gesitteten übergeht. Gleich bey der ersten Bekanntschaft fanden die Alten hier einen gesitteten eingerichteten Staat, und Einrichtungen, welche nach den gewöhnlichen Lauf der Dinge viele Jahrhunderte voraussetzen. So eine Einrichtung ist die Absonderung der Nation nach ihren Beschäftigungen in **Kasten**, oder Stämme, aus welchen kein Indier heraus treten darf, und wodurch alle Beschäftigungen erblich sind. Diese durch die Sanktion der Religion gesicherte Anordnung ist dem natürlichen Fortgange der Menschheit, und dem ersten unverkennbaren Bedürfnisse einer neuen bürgerlichen Gesellschaft, der engsten Vereinigung aller Glieder in ein Ganzes, so sehr zuwider, daß mehrere Jahrhunderte darzu erfordert werden, wenn ein Volk auf eine solche Nachlassung des bürgerlichen Vereinigungsbandes fallen soll. Weil nun diese Trennung der Nation in Kasten bey den Indiern schon damals eingeführt war, als man die erste Kenntniß von ihnen erhielt: so

schließt

schließt man daraus mit Recht auf ihr hohes Alterthum. Dafür zeugt auch ihr früher Verkehr mit seinem ebenfals uralten Volke, mit den Egyptern. Dieses durch Religionsvorstellungen gegen allen Seehandel eingenommene Volk handelte doch, lange vor Alexandern, mit den Indiern. Beyde sind höchstwahrscheinlich verwandt. Man schließt dieses aus der Uebereinstimmung gewisser Einrichtungen und Meinungen. Die Egypter waren in Kasten gesondert, wie die Indier. Die spekulirenden Weisen machten bey beyden eine besondere Kaste aus; bey den Egyptern waren es die Gymnosophisten, bey den Indiern die Brachmanen. Beyde Völker glaubten die Seelenwanderung, trotz aller Gegenvorstellungen der Vernunft, daß ohne Gedächtniß keine Fortdauer, keine Einheit des Ganzen sich denken lasse. Und wie der persische Kambyses Egypten verwüstete, flohen die Priester und Gelehrten nach Indien. Für der Indier Alterthum spricht auch noch dieses, daß sie ihre heutigen Kenntnisse schon in jenen frühen Zeiten hatten, als ihr Name zuerst bekannt ward.

Ihr Karakter hat sich bey allen großen und blutigen Veränderungen, welche in ihrem Lande vorgefallen sind, erhalten. Sie sind sanft, menschlich, geduldig mäßig, und heftigen Leidenschaften wenig unterworfen. Sie lieben stille Arbeiten und Müßiggang. Besser, sagen sie, ist sitzen, als gehen; besser ist schlafen, als wachen;

und der Tod ist besser, als alles. Ein Spruch, welcher ihre Denkungsart so ganz und unverdeckt darstellt. Von ihrer Menschlichkeit sah man in alten Zeiten, bey ihren seltnen Kriegen einen schönen Beweiß. Der Landmann war in denselben unverletzlich. Indes zwey Heere mit einander stritten, pflügte neben dem Schlachtfelde der Bauer unbekümmert sein Feld. Und betrat ja ein Heer bestellte Aecker, so wurde der Schaden von dem Staate vergütet. Dieser Charakter der Indier macht es begreiflich, wie sie so schnell konnten unterjocht werden. Aber in dem disseitigen Indien wohnten von jeher die Kaste der Kriegsleute, und die dasigen Völkerschaften waren überhaupt muthiger und kriegerisch.

Darius, der Sohn des Hystaspes, Monarch von Persien, war der erste, von dem man es mit Gewißheit weiß, daß er hier Eroberungen machte. Sein Feldzug fällt 5 Jahrhunderte vor der christlichen Jahrrechnung. Der Einfall geschah an der Seeseite. Da fand er wenigen Widerstand, weil die Kaste der Soldaten in den mitternächtigen Gegenden wohnte. Seit dem findet man diesen Theil Indiens in dem Verzeichnisse der steuerbaren persischen Provinzen jährlich auf 365 Pfund Goldstaub angesetzt. Einhundert und einige siebenzig Jahre nach ihm kömmt der macedonische **Alexander**, und durchstreift einen Theil von Hindostan. **Porus**, ein junger edler König widersetzt sich dem Sieger, verliehrt

liehrt die Schlacht, und wird gefangen. Auf die Frage Alexanders, wie er wolle gehalten seyn? antwortet er, **als ein König.** Diese Antwort, welche von einem gesetzten Muthe zeigt, erwirbt ihm die Hochachtung des Siegers und sein verlohrnes Reich. Man erzählt, es sey ihm vorgeschlagen worden, dem Flusse Hydaspes ein Opfer zu bringen, daß er der Flotte Alexanders keinen Uebergang verstatten möge. Porus aber habe geantwortet: es ziemt sich nicht, wenn man Waffen in der Hand hat, mit Verwünschungen gegen den Feind zu streiten. Dieser Zug Alexanders, welcher Griechen und Asiaten unter seinem Heere hatte, verschafte nähere Bekanntschaft mit Indien. Es blieben viele von seinen Soldaten, als Kolonisten an der Seeküste. Diese unterhielten Verkehr mit ihrem Mutterlande, und erleichterten, nach Alexanders Tode, die Wiederherstellung und Erweiterung des Handels zwischen Indien und Egypten. Aber sechs und zwanzig Jahre nach Alexanders Einfall ist Indien frey von aller fremden Abhängigkeit, und **Sandrokott** herrscht über ganz Hindostan. Man weiß nicht, wie lange er regieret, und wie lange der von ihm gestiftete Staat gedauert hat. Die Römer bemächtigten sich mit der Eroberung Egyptens, neun und zwanzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, des Indischen Handels, welcher nach der Angabe des ältern Plinius, so vortheilhaft war, daß man 100 auf 1 gewann. Daher sie auch alle Völker von der Einfahrt

in

in das rothe Meer zu entfernen suchten. *). Seit dieser Zeit dauren Handlungsverbindungen zwischen diesem Völkern und den Römern, und seit Konstantin dem Großen mit Konstantinopel. Bis in die Mitte des sechsten Jahrhundertes verarbeiten die Perser die indische Seide, und der Preiß der Seidenwaaren steht nach dem Gewichte gleich dem Golde. Aber zwey Mönche verschaffen dem morgenländischen Kayser Justinian Seidenwürmereyer, und das Geheimniß der Bearbeitung. Diese Seidenwürmereyer sind die Stammeltern aller europäischen Seidenwürmer.

Die Indier lebten und handelten ruhig unter ihren einheimischen Fürsten, bis zu Anfange des achten Jahrhunderts. Da fällt ein fremdes Volk ein, welchem bald mehrere folgen; Indien wird unterjocht, und zugleich eine neue Religion, der Muhammedanismus, eingeführt. Dieses fremde Volk waren Araber. Fanaticismus und Ehrgeiz trieb es seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts aus seiner großen Halbinsel heraus. Es predigte Mohammeds Lehre mit Feuer und Schwerdt; handelte und eroberte. Zur Zeit seines größten Flors herrschte es von Tonkin bis Spanien. Sie waren Herren von Palästina, Syrien, Persien, Egypten, Nordafrika und Spanien. Die Mogolen warfen endlich

*) Die Geschichte des indischen Handels wird besonders erzählt werden.

endlich den Rest ihrer Herrschaft 1258 durch die Eroberung von Bagdad *) über den Haufen. Im Anfange des achten Jahrhunderts fielen diese Araber in Indien ein, unter der Regierung des **Walid**, des sechsten **Chalifen** **) aus dem Hause der **Ommajaden** ***). Sie unterwarfen sich einige Inseln, und legten Komtoirs an auf dem festen Lande, beynahe in allen Seestädten. Die Abkömmlinge dieser und anderer Araber werden heutiges Tages die **indianischen Mohren**, oder schlechtweg die **Mohren** von den Europäern genannt. Sie hatten sich bey der Ankunft der Europäer des ganzen indischen Handels bemächtiget; sie waren die Faktoren ihrer Landsleute und der Egypter; und es ward ihnen von den Prinzen, welche mit Arabien oder Egypten in Handlungsverbindungen stehen wollten, sehr gut begegnet. Sie breiteten ihre Religion sehr weit aus dadurch, daß sie viele Sklaven kauften, welchen sie nach ihrer Bekehrung zur Muhammedischen Religion, die Freyheit schenkten. Diese Freygelassenene haben nach gerade ein besonderes Volk in Hindostan ausgemacht,

*) In Irak oder dem alten Chaldäa.

**) D. h. Nachfolger, nämlich auf Mohämmeds Throne und Kanzel.

***) So heissen die 14 Chalifen aus der 2ten Dynastie, deren Residenz Damaskus war, und welche von 661 bis 750 regiert haben.

macht, welches sich von Goa bis Madraß ausbreitete. Man kennt sie noch heutiges Tages unter dem Namen Mapules in dem Malabarischen, und unter dem Namen Schulias auf der Küste von Koromandel. Sie verstehen weder Persisch, noch Arabisch, noch mohrisch; sondern nur die Sprache des Landes, in welchem sie leben. Sie treiben mehrentheils Handlung, und bekennen eine durch indianischen Aberglauben verderbte mohämmedanische Religion.

Im Anfange des eilften Jahrhunderts grif Mahmud Gasna, oder Chiznawi, Beherrscher des Staats von Ghizni oder Gasna, Indien von der Nordseite an; plünderte, zerstörte die indischen Tempel, ließ Muhammeds Lehre predigen und eroberte einen ansehnlichen Theil von Indien. Ghizni oder Gasna liegt an der Gränze von Chorasan, an den Gebürgen, welche Indien von Persien und der freyen Tartarey scheiden. Chorasan ist eine persische Provinz, das Baktriana und Margiana der Alten. Sie erstreckt sich bis an das kaspische Meer und die Tatarey. In ihr liegen die großen Handelsstädte Balk und Herat. Gasna war unterwürfig den Fürsten von Bochara. Diese reiche Handels- und Hauptstadt der grossen Bocharey, liegt in dem Theile der freyen Tartarey, welcher bey den Alten Trans-Oxiana, von den Persern Maver ul Nere, von dem Flusse Oxus benannt wird, welcher sie scheidet von Chorasan.

Hier

Hier in **Gasna** stiftet 977 der Vater des **Mahmud**, des Eroberers von Indien, **Subuctagi** einen unabhängigen Staat. **Subuctagi** war ein **türkischer** Sklave; schwang sich aber in dem Dienste des Fürsten von **Bochara** zu der Würde eines Statthalters von **Chorasan**.

Die **Türken** *) sind einheimisch in dem mittlern Asien. **Turkestan**, ihr erster bekannter Stammsitz, liegt zwischen dem kaspischen Meer und dem See Aral. Sie wanderten seit dem fünften Jahrhunderte; dienten unter den Heeren der arabischen Chalifen, und errichteten nach und nach eigene Staaten. Die **osmannischen Türken**, welche **Konstantinopel** seit 1453 zu den Sitz ihres Reichs gemacht haben, sind nur ein Zweig des ausgebreiteten türkischen Völkerstammes. **Subuctagi** regierte zwanzig Jahre, bis 997, und nach ihm vierzehn Könige aus seiner Nachkommenschaft, bis in die Mitte des 12ten Jahrhunderts. **Subuctagi** da er noch ein gemeiner Soldat war, sah einstmals auf der Jagd ein Reh, welches mit seinem Jungen grasete. Er nahm das junge Reh, band ihm die Füsse, legte es queer über seinen Sattel, und ritt fort. Nach einer Weile sah er sich um, und bemerkte, daß die Mutter

des

*) Bey den Persern heißt Turuk ein Soldat, ein Krieger.

des jungen Rehes ihm folgte, und alle Zeichen der größten Betrübniß äusserte. Die Seele des Subuctagi fühlte Mitleiden. Er band die Füsse des jungen Thieres wieder los, und schenkte ihm grosmüthig seine Freyheit. Die glückliche Mutter kehrte mit ihrem Jungen nach ihrer Wildniß zurück, und dankte durch die Freude in ihren Augen. Subuctagi hatte in der folgenden Nacht einen Traum. Eine Stimme sagte ihm: „deine Grosmuth gegen ein traurendes Thier soll mit dem Königreiche Ghizni belohnt werden. Aber laß nicht deine Tugend durch Größe verdorben werden; sondern setze deine Wohlgewogenheit gegen die Menschen eben so fort.„ Der letzte ohne Zweifel erdichtete Zusatz zeigt immer so viel, daß dasjenige Volk, welches eine solche Erdichtung glauben und als Volkssage in Ehren halten konnte, den schätzbarsten Theil des Menschen, das Mitgefühl bey fremder Quaal, welche man lindern kann, nicht so sehr verleugnet hatte, als diejenigen Europäer, welche sich mit der abscheulichen Parforcejagd belustigen können. *). Die Nachfolger des Subuctagi, vom Mahmud

Gasna

*) Der Mensch hat auch Pflichten gegen Thiere. Er kann sie tödten; aber quälen darf er sie nicht. Aber die Fürsten, die Großen der Welt thun es? ja einige thun es; aber Fürsten können keine Sünde unsündhaft machen, noch ungestraft begehen. Und die

Sünde

Gasna an, setzten die Eroberung Indiens fort. Denn in ihrer Religion, sagten sie, wäre es eine Grundlehre, daß je mehr der Ruhm ihres Propheten (Mohämmed) ausgebreitet würde, und je mehr sich seine Nachfolger in der Zerstörung der Abgötterey übten: desto größer würde ihre Belohnung im Himmel seyn. Die mehresten indischen Fürsten behielten ihre Länder. Die Könige von Gasna begnügten sich damit, daß jene sich für Vasallen erkannten, jährlichen Tribut zahlten, und die Ausbreitung der mohammedischen Lehre nicht hinderten. Das Land aber litte sehr bey den vielen Versuchen, welche die indischen Fürsten zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit machten. Mahmud selbst war, seine Eroberungssucht abgerechnet, ein gerechter Fürst. Der dreyzehnte seiner Nachkommen, Byram, verlohr Gasna 1159 an den Fürsten von Ghor, welcher in den Gebürgen, an der Grenze von Persien herrschte; und Indien kam im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts unter die Herrschaft der mohämmedanischen Patanen.

Die Patanen sind einerley Volk mit den Afganen oder Aghwanen. Sie wohnen in den Gebürgen, welche Indien von dem eigentlichen Persien scheiden.

Sünde begleitet auch Fürsten in jenes Leben, wo sie nicht mehr Fürsten sind.

den. Sie bilden in den dortigen Thälern mehrere aristokratischen Gemeinden, welche ihren besondern Fürsten, als Feldherre gehorchen. Sie sind kriegrisch und grausam. Ein Afgane ward in der Schlacht verwundet, und wollte vom Platze gehen, sich verbinden zu lassen. „Nein„ sagte sein Kamrad, nicht von der Stelle! fechte mit der linken Hand, wenn du die rechte nicht mehr gebrauchen kannst; und verliehrst du die linke, so beiß den Feind mit den Zähnen. Sie sind Mohammedaner; aber Todtfeinde der Perser, weil diese den Ali *) in Ehre halten. Diese Patanen bemächtigen sich Indiens unter der Aufführung des Cuttub, und Delhi wird die Hauptstadt des neuen Staats. Durch nachfolgende Einwanderungen aus ihren vaterländischen Gebürgen behalten sie ihren kriegrischen Geist, mitten unter der indischen Weichlichkeit und den Reichthümer. Artete der Monarch in Wollust aus, so ersetzten die Patanen seine Stelle mit einem abgehärteten vaterländischen Anführer; und die Landsleute, nicht die Nachkommen der ersten Eroberer waren es, welche die Herrschaft der Patanen über Indien einige Jahrhunderte erhielten. Diese Fremden zerstörten den Geist der Handlung nicht, weil sie Indien nicht nach den grausamen Rechte räuberischer Sieger ausplündern, sondern als ein neu-

*) Stifter einer besondern Sekte des Mohammedanismus.

neues Eigenthum auf immer benutzen wollten. Selbst bey den innerlichen Kriegen mit den rebellischen Statthaltern nahm man so sehr, als möglich, darauf Rücksicht. In der Reihe dieser pataniſchen Könige zeichnen sich einige durch preißwürdige Eigenschaften aus. Balin *) belohnte das Verdienst, und strafte das Laster. Ein Fürst, welcher durch Wucher und Unterdrückung unter der vorigen Regierung Reichthümer gesammlet hatte, both über eine halbe Million Thaler, wenn ihn der König nur eines Wortes, nur eines gnädigen Blicks würdigen wollte. „Was würden, sagte Balin, meine Unterthanen von einem Könige denken, welcher sich „herablieſſe, mit einem so schändlichen Böſewichte zu „reden.„ Seinem Erbprinzen gab er weise Lehren. „Wenn du, redete er ihn in einer Stunde herzlicher „Traulichkeit an, wenn du den Thron besteigen wirst, „so denke, du seyst der Abgeordnete Gottes. Keine nie„derträchtige Handlung wird dann den Glanz deiner er„habnen Würde verdunkeln. Der Geitzige habe nie an „deiner Achtung, oder Regierung Theil. Der Zorn be„herrsche dich nicht. Diese Leidenschaft ist bey allen „Menschen gefährlich; aber bey den Königen ist sie das „Gewehr des Todes. Durch dein Beyspiel schärfe die „Gottesverehrung ein. Denn Unglaube ist die Mutter „des Lasters. Deine Richter und Obrigkeiten müssen

*) regierte von 1267 bis 1287.

„Leute von Geschicklichkeit, Religion, und Tugend seyn; „sind sie es nicht, so wird das Licht der Gerechtigkeit deine „Staaten nicht erleuchten. Suche Leute von Genie, Ge„lehrsamkeit und Tapferkeit. Du mußt sie durch Wohl„thaten ermuntern, damit sie die Seele deines Geheimenraths und das Schwerdt deiner Macht seyn mö„gen„ **Ferose** der Zweyte *) war zu gnädig, und schenkte jedem Rebellen das Leben. „Es ist leicht, sagte „er, Böses mit Bösem vergelten; aber groß ist der, „welcher Böses mit Gutem vergilt.„ Dieser edle Grundsatz kann leicht gemißbraucht werden. Den Bösen nicht strafen, ist Beleidigung des Unschuldigen. Indem **Ferose** das Blut der Schuldigen nicht vergiessen wollte: floß das Blut der wehrlosen Unschuldigen. Die öffentliche Sicherheit floh. Die Gassen der Städte und die Landstrassen wurden von Räubern beunruhiget. Das Einbrechen in die Häuser, das Morden, und alle Arten der Bosheit nahmen im ganzen Reiche überhand. Man hörte in alle Provinzen von Empörungen, der Handel ward unterbrochen, und die Stadthalter weigerten sich, Rechnung von ihren Einkünften abzulegen. **Mohammed** der Dritte **) ruinirte die Handlung durch zu große Auflagen und Papiergeld. Die Ländereyen blieben ungebaut; die Hungersnoth verheerte ganze Provinzen, und

*) regierte von 1289 bis 1296.

**) regierte von 1326 bis 1353.

und das Uebermaß des Leidens, der allgemeinen Noth, löschte bey dem Volke die Neigung zur Unterwürfigkeit aus. Der Tyrann wollte **China** erobern, und diese Unternehmung kostete mehr als funfzigtausenden das Leben, welche Hunger und Strapazen in den Gebürgen bey China aufrieben. **Delhi**, die reichste Stadt Indiens, die alte Residenz der patanischen Könige, ward entvölkert, und die Einwohner musten nach **Dowlatabad** *) im Königreiche **Dekan** wandern, welches Mohämmed zum Königssitze erheben wollte. Aber Hunger, Pest und Todt begleitete sie auch hier. Mohämmed gieng zuweilen mit einem Theile seiner Truppen auf die Jagd; aber statt Wild jagte er Menschen, und diese Menschen waren seine Unterthanen. Der Blick seines Auges, der Tritt seines Fusses ward Todt und Verwüstung. Von Gott verworfen, und von seinen Unterthanen verflucht zu werden, dieses scheint der einzige Zweck seiner Regierung gewesen zu seyn. Und das patanische Reich verlohr unter ihm seine südlichen und östlichen Provinzen. **Bengal** und **Dekan** machten sich gleich nach seinen Tode unabhängig, und die **Mogolen**, welche bisher nur Streifferyen gewagt hatten, drangen, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, unter dem siegreichen Weltstürmer **Timur** (Tamerlan) bis Delhi. Die Grausamkeit, welche die armen Indier von

*) Der Name heißt die glückliche Stadt.

von diesen Barbaren erlitten, ist über alle Beschreibung. Alle ihre Habe und Guth ward geraubt, ihre Weiber und Töchter geschändet, und die Verzweiflung gab ihnen nicht gegen ihre Feinde, sondern gegen sich selbst das Schwerdt in die Hand. Sie tödteten, was ihnen lieb und theuer war, zündeten ihre Städte an, und stürzten sich in die Flammen. Timur verließ Indien plötzlich, um den Sultan der osmannischen Türken, den **Bajessid** (Baiazeth) zu bekriegen. Aber die Mogolen setzten ihre Einfälle fort, bis endlich **Babr**, ein Abkömmling des **Timur**, aus Verzweiflung sich Indiens seit 1511 bemächtigte, und den Staat stiftete, welcher unter seinen Nachkommen, den so genannten **großen Mogols**, groß und übermächtig ward. **Ibrahim** der Zweyte war der letzte patanische Fürst. Die verdorbene Lebensart der Patans erleichterte dem **Babr** seine gewagte Unternehmung. Reichthum und Schwelgerey hatten sie geschwächt; Tugend und Ehre war durch die beständigen Empörungen verlohren gegangen, und der Rottengeist hatte das Band des Ganzen aufgelößt.

Die **Mogolen** sind das zahlreiche gewaltige Volk, welches aus dem mittlern Asien, von den Grenzen von China her, im ersten Drittheile des dreyzehnten Jahrhunderts, wie ein reissender Strom hervorbrach, und zu gleicher Zeit, mit mehr als einer Million Menschen,

Tangut *) das Chalifat, Kleinasien, China, Japan, Rußland und Polen bekriegte, bis in Schlesien eindrang, Breslau verbrannte **), Ungern verwüstete und ganz Europa zittern machte. Sie heissen mit einem andern Namen Kalmücken, und in der teutschen, polnischen, russischen und preußischen Geschichte unrichtig Tataren. Dieses Volk schwärmte, in mehrere Horden oder Stämme vertheilt, in der Mungaley herum, in den Gegenden, aus welchen in ältern Zeiten die Hunnen kamen, welche unter dem Attila ihre Verwüstungen bis nach Frankreich und Italien verbreiteten. Diese mogolischen Horden vereinte durch Gewalt und Ueberredung Temudschin, und nahm 1206 den Namen Dschinkis-Chan (Zengis Kan) ***) an. Mit ihm fängt die mogolische Monarchie an. Er stiftete sie; ward der Gesetzgeber seiner Nation, und gab ihr eine neue Religion. Einige vierzig Jahre nach seinem Tode (er starb 1227) zerfiel die mogolische Monarchie in mehrere Staaten. Timur (Tamerlan) welcher mit dem Dschinkis-Chan einen Urgrosvater hatte, und erster Staatsminister des Chans von Dschagatai †) war, suchte seit

*) Sonst Thiebet; gehört theils zur Tatarey; theils zu Indien **) 1241.

***) Der große Chan, oder der größte aller Chans.

†) Einer der kleinern mogolischen Staaten, welche aus den Trümmern der Monarchie sich bildeten. Er be-

seit 1369 die mogolische Monarchie in ihrem alten Glanze wieder herzustellen. Er machte **Samarkand** in der großen Bucharey zur Hauptstadt seines neuen Staats. Er siegte über Perser, Indier und drang in Rußland ein. Zur Hülfe gerufen von dem griechischen Kaiser in Konstantinopel, schlug er die osmannischen Türken in Kleinasien, und starb 1404, wie er mit 200000 Mogolen schon auf dem Marsche gegen China war. Mit ihm zerfiel der Koloß der mogolischen Macht zum zweitenmal. Seine Nachkommen wurden von der Linie des Dschinkis-Chan wieder verdrängt, so daß den **Timuriden** nichts weiter blieb, als **Chorasan** und **Maver ul Nere** (Transoxiana). Und auch von hier ward **Babr**, der siebente Abkömmling **Timurs**, durch die **Usbecken** *) verjagt. Ohne Land und Geld schweifte **Babr** mit einer Gesellschaft seiner Getreuen herum, welche nichts hatten, als was sie von ihrer Tapferkeit hoffen konnten. Der Statthalter von **Kabul** **) nahm die Flüchtlinge auf, und gab dem **Babr** ein Heer. „Aber, sagte er darbey, nicht nach Samarkand must du gehen, wo die Rache dich hin ruft! Unbeson-

begriff die Stammländer der Türken, ostwärts vom kaspischen Meere. Die Residenz war Bischbalig.

*) Das Land der Usbeken ist das eigentliche Turkestan.

**) Der Hauptort von Cachemir.

besonnenheit wär es, wenn du mit Soldaten, welche durch die Lüste Indiens weichlich geworden sind, kriegrische Sieger angreifen wolltest. Wirf dein Auge auf Hindostan! Durch beständige Kriege der Indier und der Patanen zerrissen, erwartet dieses Land einen neuen Herrn. „ **Babr** folgte; besiegte den patanischen König, **Ibrahim** den Zweyten 1534, und von dieser Schlacht an rechnet man den Fall der patanischen Herrschaft. Sie hörte gänzlich auf unter **Babr's** Enkel, dem **Akbar**, welcher 1574 den letzten patanischen Fürsten aus Bengalen vertrieb. So entstand das mogolische Reich in Indien, dessen Beherrscher unter den Namen **Grosmogol** in Europa bekannt sind. Ausser diesem sind heutiges Tages noch freye mogolische Staaten der **Usbeckische**, die **Bucharey** und die **Krim.** Die übrigen Mogolen stehen unter China und Rußland.

Die Regierung der Mogolen brachte in Indien Veränderungen in der Staatsverfassung hervor, welche man zum Verständniß der neuern Vorfälle kennen muß. Große Verwüstungen haben diese Eroberer in Indien nicht angestellt. Denn man rechnet noch heutiges Tages zehn Indier gegen einen Mohammedaner im Lande. Vermischt haben sich beyde Völker nicht. Die Indier allein bauen, wie sonst, die Felder, und arbeiten in den Werkstäten. Die Mohammedaner hingegen leben in der Hauptstadt am Hofe, in den großen Städten, und

unter der Militz. Die Regierungsform, welche die Mogolen einführten, war militarischer Despotismus. Das Schwerdt, welches das Reich verschaft hatte, muste es auch unterstützen. Aber dieser Despotismus war doch keine Regierung des blossen Eigensinns und der Willkühr. Die Grundsätze und Gebote des Korans, nebst den Erklärungen über dieses Buch, waren das Gesetzbuch, welches das Hauß der **Timuriden** beobachtete. Die mehresten Regenten dieser Familie waren leutselige Prinzen, welche auch aus Politik den Grundsatz befolgten, das Volk gegen die Unterdrückung der hohen Staatsbedienten zu schützen. Selten geschah es, daß der Unterdrücker des Hülflosen und Geringen Pardon erhielt. Dadurch erhielt sich Indien zweyhundert Jahre lang in einem blühenden Zustande. Und das Reich der Mogolen würde noch itzt in seiner Würde da stehen, wenn die spätern Beherrscher desselben die Macht ihrer Staatsbedienten nicht hätten zu groß werden lassen, und wenn keine Europäer nach Indien gekommen wären.

Einige einheimische indische Fürsten behielten auch seit der Oberherrschaft der Mogolen, ihre Länder gegen einen jährlichen nach **Delhi** geschickten Tribut. Diese sind es, welche man **Raja** nennt, und deren Regierung Sanftmuth und Güte ist. Daher auch bey ihren Unterthanen mehr Wohlstand jeder Art angetroffen wird. Die mogolischen Landschaften wurden, so wie man

man sie eroberte, Statthaltern anvertraut. Diesen muste der Grosmogol, weil sich der Gehorsam seiner Unterthanen auf Furcht gründete, einen großen Theil seiner Macht überlassen, und so bald als sie die Hauptstadt verliessen, wurden sie aus Unterthanen zu Fürsten erhoben. Diese Mittheilung der Macht wurde nach und nach für die Grosmogols gefährlich. Die Statthalter fiengen an ihre Treue, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung vom Throne, zu verlieren. Sie schickten nur einen gewissen Antheil der Einkünfte nach Hofe, und mit dem andern bestachen sie die Großen um den Kayser, um seine Befehle ungestraft übertreten zu können. Das Volk in den entferntern Provinzen sah seinen Kayser nicht; es ward gleichgültig gegen desselben Schicksal, und seine Ehrfurcht blieb zwar gegen die ganze Familie der Timuriden groß, aber nicht gegen den einzeln herrschenden Prinz. Wie sollte es diesen lieben und verehren, da es ihn nicht kannte? Ein Bauer ward oft nach vielen Monathen erst von einer Staatsveränderung in Delhi benachrichtiget. Dergleichen Nachrichten waren ihm so gleichgültig, daß er vielleicht nicht einmal nach den Namen des neuen Fürsten fragte. Ueber das Recht der **Thronfolge** war weiter keine Verordnung da, als diese, daß sie erblich sey in der Familie des Timur. Der regierende König ernannte unter mehrern Söhnen, welchen er wollte. Diese Einrichtung gab dem Bruder gegen den Bruder das

Schwerd

Schwerd in die Hand, und beynahe jede Thronveränderung begleitete ein bürgerlicher Krieg. Die Macht der Statthalter vergrößerte sich bey solchen Gelegenheiten, da sie es waren, welche die Prinzen aus dem Hauße Timur auf den Thron setzten.

Das Eigenthum aller Ländereyen gehörte der Krone. Diese wurden den Unterthanen verpachtet; und dieses war die Quelle unermeßlicher Einkünfte. Das Eigenthum der Unterthanen bestand nur aus beweglichen Gütern, und baarem Gelde. Und auch dieses konnten die Bedienten der Krone, ohne schriftliche Genehmhaltung des Grosmogols, nicht durch Testamente nach Willkühr vertheilen. Jedoch die Zeit brachte auch hierinnen Aenderungen hervor. Die Nachkommen des **Babr** veräusserten oft, wegen besonderer Dienste, die Güter der Krone auf ewig; und man glaubte, daß auf diese Art die Krone ein Drittheil ihrer Ländereyen verlohren hätte. Diese Schenkungen waren um desto häufiger, je öfterer die Thronveränderungen vorfielen. Die Einkünfte der Krone würden nach gerade ganz verschwunden seyn, wenn nicht zuweilen eine Zurückforderung erfolgt wäre.

Erbliche Ehrenstellen verstattete das mogolische Regierungssystem nicht. Jedermann hatte sein Amt und Würde sich selbst und der Gunst des Grosmogols zu verdanken. Doch galt hohe Geburt, als Empfehlung. Der Adel bestand aus drey Ordnungen; aus

den Omrahs, welche als Staatsminister, Geheimderäthe und Statthalter in den Provinzen gebraucht wurden; aus den Chans, mit welchen die hohen Stellen bey der Armee besetzt wurden; und aus den Bahadurs, oder dem niedern Adel. Die Statthalter in großen weitläuftigen Provinzen führten den Titel Subah. Auf sie folgten die Nabob's, oder Unterstatthalter; dann der Dewan, oder Obereinnehmer der Einkünfte, welcher seine Bestallung unmittelbar vom Grosmogol hatte, und die Rechnungen der Gouverneurs untersuchte. Von den Nabobs waren abhängig die Cemindar's, oder Generalpächter der Ländereyen. Diese machten ebenfals durch Bestechungen ihre Bedienung zuweilen erblich, oder versicherten sich wenigstens den Besitz derselben auf Zeitlebens. Bey den Verpachtungen selbst verfuhr man also. Der Pachter verglich sich mit dem Nabob wegen der Pachtsumme, und der darüber geschlossene Kontrakt ward in der Kanzelei der Provinz niedergelegt. Dann suchte der Pachter in dem gepachteten Distrikte Ackerleute auf, kaufte ihnen Ackerwerkzeuge, gab Saamen und that alle nöthige Vorschüsse. Nach der Ernte bezahlten die Pächter ihren Pachtzinns an den Nabob; dieser überlieferte ihn dem Subah, und dieser der Schatzkammer. Der Pachtzinns belief sich gewöhnlich auf die Hälfte des Einkommens der Ländereyen. Die andere Hälfte diente die Pächter zu bereichern, und die Ackerleute zu ernähren,

ren. Diese Zemindar's waren zugleich Finanzpachter gewisser Abgaben, welche das Volk zu bezahlen hatte. In unsern Zeiten haben die Nabobs angefangen, die Ländereyen nur auf ein Jahr zu verpachten, zugleich mit den Abgaben des Landmanns. Diese Neuerung hat die schreckliche Folge gehabt, daß an die Verbesserung der Ländereyen nichts gewendet, und der arme Landmann gänzlich ausgesaugt wird. Denn die Absicht des Pächters geht nur dahin, binnen einem Jahre so viel zu erpressen, als möglich.

Nach dieser nothwendigen Ausschweifung kehren wir zu der Geschichte selbst zurück. Babr der Stifter der molischen Herrschaft starb 1530. Er hatte die Eroberung Indiens so wenig vollendet, daß sein Sohn Humaioon funfzehn Jahre lang Schutz in Persien suchen muste. Ein Patane, Schah Shere drang aus Bengalen hervor, und verjagte 1539 den durch die Streitigkeiten mit seinen herrschsüchtigen Brüdern entkräfteten Humaioon. Nach funfzehn Jahren gab ihm eine Schlacht seine Staaten wieder, und sein Sohn Akbar *) vermehrte sie, nach Besiegung der Könige von Dekan und Guzurate, mit dem größten Theile von Hindostan. Dieser Prinz erhob den alten Ruhm des Hauses Timur durch Thätigkeit, Selbstregierung und Tapferkeit, und sein Name wird in Indien oft genannt.

*) regierte von 1555 bis 1605.

nannt. Es blühten unter seiner langen Regierung die Künste des bürgerlichen Lebens; man studierte die Philosophie, und der Glanz des Hofes führte einen allgemeinen Geschmack an Pracht und Verfeinerung ein. Der Staat faßte zwey und zwanzig Provinzen in sich, und die Einkünften beliefen sich über 120 Millionen Reichsthaler. Diese Summen wurden zur Unterhaltung einer Armee von vielen hundert tausenden, zur Besoldung der Staatsbedienten und der Pracht des Hofes verwendet. Der Staat erhielt sich zwar unter seinem Sohne Jehangire *) aber unter beständigen Empörungen. Jehangire ließ sich von seinen Ministern und Weibern regieren, und die beyden unterscheidenden Züge in seinem Charakter waren Duldung aller Religionen, und Strenge bey Ausübung der Gerechtigkeit. Die Geschichte des Seif Alla bleibt ein unvergeßliches Denkmal seiner harten Justiz. Seif Alla war der Schwestersohn seiner Favoritsultana, und Gouverneur einer Landschaft in Bengalen. Alla war so unglücklich, daß sein Elephant ein Kind auf der Strasse todt trat. Die Eltern des Kindes verlangten eine exemplarische Bestrafung des Elephantentreibers. Alla aber, welcher die Sache als einen Zufall ansah, jagte sie weg von seinem Pallaste, und wie sie ungestüm wurden, aus der Provinz. Die gemishandelten Eltern finden Mittel,

nach

*) regieret bis 1628.

nach einer langen Reise zu Fuß zum Jehangire zu kommen. Sie schreien laut um Gerechtigkeit, und Jehangire befiehlt dem Alla in einem eigenhändigen Schreiben, diesen Leuten ihre Güter wieder zu geben, und sie wegen ihres Verlustes und der weiten Reise reichlich zu entschädigen. Der Stolz des Alla hält sich dadurch beleidiget, und anstatt zu gehorchen, wirft er die Unglücklichen ins Gefängniß. Wie sie frey werden, machen sie ihre Reise zum Jehangire zum zweitenmal. Einige Monathe gehen sie vergebens um den Pallast herum, weil Alla's Freunde ihnen alle Zugänge zu dem Könige versperren. Endlich glückt es ihnen, den König auf dem Flusse in einer Barke zu sehen. Sie drängen sich an das Ufer und schreien: Gerechtigkeit! Der König hört sie, erinnert sich ihrer Personen, läßt an das Ufer rudern, und hört ihre Klage, ohne ein Wort zu sagen. Alla erhält Befehl, bey Hofe zu erscheinen, und gehorcht. Er kömmt des Abends an, und lagert sich mit seinem Gefolge am gegenseitigen Ufer. Jehangire giebt Befehl, vor Anbruch des Tages einen seiner Staatselephanten in Bereitschaft zu halten. Die Eltern des Kindes, welchen Alla Gerechtigkeit verweigert hatte, erhalten Befehl, dem Könige zu folgen. Alla wird gebunden, die Eltern auf den königlichen Elephanten gesetzt, und der Elephantentreiber erhält den Befehl, den Alla zertreten zu lassen. Der Treiber läßt den Elephanten einigemal über den Verurtheilten gehen,

hen, ohne ihn zu beschädigen. Jehangire bemerkt es und nöthiget ihn durch Drohungen, seinen Befehl zu erfüllen. Stillschweigend geht er dann in seinen Pallast zurück, und trauert mit seinem ganzen Hofe um Alla. „Ich liebte ihn, sagte er, allein die Gerechtigkeit muß, „wie die Nothwendigkeit, die Monarchen binden.„ Diese strenge Gerechtigkeit befestigte die Ruhe in seinen Staaten, wann sie nicht von seinen leiblichen Söhnen gestört ward. Er rühmte sich seiner Leutseligkeit gegen den gemeinen Mann so, wie seiner Gerechtigkeit. „Auch „gegen die Thiere des Feldes, pflegte er zu sagen, muß „der Monarch Gefühl haben; auch die Vögel des Him„mels müssen am Fuße des Throns das Ihrige bekom„men.„ Der dritte von seinen Söhnen, **Schach Jehan** *) bahnte sich durch Meuchelmord den Weg zum Throne. Er tödtete alle männliche Nachkommen des **Babr**, so daß er nebst seinen Kindern allein von allen Timuriden übrig blieb. Er handelte grausam bey den bürgerlichen Kriegen in den rebellischen Provinzen. Der Krieg, sagte er, ist ein Uebel, und das Mitleiden trägt nur darzu bey, dieses Uebel immerwährend zu machen. Dem unerachtet, spricht ein orientalischer Dichter von ihm„ als er in das Grab hinabsank, verdunkelte eine Wolke der Betrübniß das Antlitz des Reichs!„ Und die-

ser

*) regiert von 1628 bis 1658, lebte aber noch einige Jahre als ein Gefangener seines Sohns.

ser Ausdruck war nicht Schmeicheley. Denn so hart Schah Jehan im Kriege gegen Rebellen war; so streng war er auch in Verwaltung der Justiz, zum Besten des gemeinen Mannes. Selbst seine Schwachheiten opferte er dieser Gerechtigkeit auf. Azinn, ein ungerechter Richter und drückender Statthalter erhielt Begnadigung durch seine Schwester, des Königs Favoritsultana. Aber Schah Jehan befahl zugleich, daß diese innig Geliebte nie wieder vor seinen Augen erscheinen sollte. Denn, setzte er hinzu, ich will nicht, daß die Gerechtigkeit durch meine Schwachheit verdorben werde. „Denket daran, sprach er ein andermal zu seinen Omrah's, denket daran, wenn ihr mein Volk drückt, so beleidiget ihr mich! denn ich muß den Verlust ersetzen, welchen meine Unterthanen durch meine unrechte Wahl ihrer Befehlshaber leiden.„ Den Schah Jehan traf am Ende die selten ausbleibende Strafe der Wiedervergeltung. Seine Söhne empörten sich einer nach den andern, und Aurungzeb, welcher sie endlich alle betrog, hielt seinen Vater seit 1658 in einer Gefangenschaft, bey welcher er ihm doch den Namen eines Königs der Mogolen ließ. Aurungzeb war der feinste Kopf; er näherte sich dem Thron nach einen weit angelegten Plane Schritt vor Schritt. Eingehüllt in den Mantel der Orthodoxie wünschte er öffentlich nichts weiter, als sein Leben in Demuth und Andacht bey dem Grabe des großen Propheten zu ver-

seufzen. Aber eben wegen dieser reinen Lehre des Propheten, sagte er, muß ich meinen jüngern Bruder gegen die beyden ältern unterstützen, weil diese Irrgläubige zu seyn scheinen. So unterdrückte der Heuchler die beiden ältern Brüder, und wie diese ermordet waren, den dritten; bestieg den Thron noch bey dem Leben seines Vaters, und nannte sich **Allumgire, d. h. den König der Welt.** Die Schandthaten abgerechnet, welche seine einzige Leidenschaft, der Ehrgeiz erzeugte, war Aurungzeb der lezte Grosmogol, welcher den Zusatz des Großen verdiente. Seine Thätigkeit war unerschöpflich; Geschäfte seine Vergnügungen. Seine Grausamkeit traf nur die Familie des Timur, aus welcher er selbst herstammte; er kannte alle Staatsangelegenheiten in ihren kleinsten Verhältnissen; er regierte selbst, hielt streng auf unpartheyische Justiz, und sicherte das Eigenthum und die Rechte seiner Unterthanen gegen jeden Eingrif der Großen. Er liebte das Geld, als das Werkzeug großer Unternehmungen, und beförderte den Fleiß und die Handlung, weil sie seine Einkünfte vermehrten. An einem Hofe, welcher an Pracht seines gleichen nicht hatte, lebte er als einer der strengsten Einsiedler. Er gab strenge Gesetze wider die Laster aller Art, besonders wider Hurerey und Ehebruch. Als ein eifriger Muselmann beschenkte er die Neubekehrten reichlich; verfolgte aber die Dissentirenden nicht. Auch hinderte er den Lauf der Geschäfte

nicht durch allzu viele Feste.„ Es ist Uebermuth, sagte er oft, ohne Anwendung der Mittel von dem Gebete Nutzen zu hoffen.„ Er ließ viele öffentliche Gebäude aufführen. Aber man konnte an diesen seine Denkungsart erkennen. Sie waren alle mehr nützlich, als prächtig. Er bauete an den Landschaften öffentliche Häuser zur Bequemlichkeit der Reisenden von Station zu Station; versah sie mit Holz, mit Gefäßen zum Kochen, mit Reiß und andern Lebensmitteln. Er bauete Brücken, und legte Fähren an. In allen Hauptstädten stiftete er Universitäten, und in jeder kleinen Stadt Schulen. Er bezahlte die Lehrer aus der Schatzkammer, und legte Bibliotheken an. Er verstand den Ackerbau; untersuchte die verschiedene Beschaffenheit des Bodens in seinem Lande, und erkundigte sich oft auf freyem Felde bey den Landleuten nach den Produkten. Er gab ein Edikt, „daß diejenigen nicht mehrere Abgaben bezahlen sollten, welche durch Fleiß ihre Ländereien verbessert hätten. Denn so etwas wäre ungerecht und thöricht; unterdrücke die Lust zur Verbesserung, und mache den Staat arm„ Sein Tod 1707 kann als die Epoche von dem Verfall der mogolischen Herrschaft in Indien angesehen werden. Alle seine Söhne hatten sein großes Laster, die Herrschsucht, keiner aber seine Tugenden und seine großen Talente geerbt. Indem sie sich um den großen Nachlaß zanken, machen sich die Nabo'bs unabhängiger, und die ersten Staatsminister in Delhi bemächtigen sich der Regie-

gierung. Das große Ganze lößt sich in seine Bestandtheile auf, da Niemand da ist, welcher es, wie Aurungzeb, zusammen zu halten vermag. Die Grosmogolen verschliessen sich in ihren Haram*), und den Ministern gehorchen die Statthalter so, wie es ihr Privatinteresse fodert. Die Eroberer Indiens, die Mogolen, arten aus; **Schah Nadir** (Thamas Kuli-Chan) plündert 1738 Hindostan, und die Residenz Delhi; und schlägt die benachbarten Provinzen zum persischen Reiche. Dadurch fällt das Ansehen des Grosmogols noch tiefer. Die Nabobs machten ihre Stellen erblich, und beweisen ihr Recht darzu mit dem Schwerde. Die handelnden Europäer mischen sich ihres Vortheils wegen in diese Unabhängigkeitskriege, und, um das Maaß des Unglücks voll zu machen, fällt ein persischer General, **Abdalla** 1761 ins Land, erobert Delhi, plündert es, und nur der Gestank der unbegrabnen Ermordeten nöthiget ihn zum Rückzug. Der Grosmogol **Allumgire** wird von seinem ersten Minister (Grosweßir) ermordet. **Schah Allum** sein Sohn sucht Hülfe bey der englischen Gesellschaft. Man verspricht ihm die Wiedereinsetzung in Delhi gegen Abtretung des reichen Bengalen, welches die Gesellschaft schon erobert hatte **) **Allum** willigt ein.

*) Der Pallast der Weiber.

**) Sie besitzt dieses reiche Land noch gegenwärtig. Es ist zwar ein Subah und Nabob da; aber dieses

ein. Aber die Gesellschaft findet seine Wiedereinsetzung vor der Hand nicht thulich. Zur Entschädigung zahlt sie ihm eine Pension von 195000 Rthlr. und weißt ihm darzu die Einkünfte einiger kleinen Provinzen an. Sein ganzes Einkommen beläuft sich gegen 3000000 Rthlr. eine kleine Summe für einen Nachkommen des Timur, von welcher er unter dem Schutze der Engländer in Allahabad lebt. Dieses ist der Stand der Erniedrigung, zu welchen der Grosmogol herab gesunken ist. Sein Name wird immer noch, als der Name des Herrn von ganz Hindostan öffentlich genannt. Aber in seine Länder haben sich die Engländer und einheimische Rebellen getheilt. Unmöglich ist es nicht, daß er in diesem Lande plötzlicher Revolutionen, unter der Leitung eines großen Geistes, und von Europäern, welche Englands Feinde sind, unterstützt, aus diesem Stande der Verfinsterung einmal hervorbrechen, und seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung geben kann. Aber die alte Macht des Hauses Timur in Indien wird schwerlich wieder hergestellt werden.

Von

dieses sind im Grunde nur besoldete Diener der Gesellschaft.

IV.

Von der Religion der Indier.

Ueber die Religion der alten Indier darf man nicht bey den Alten, bey den griechischen Schriftstellern Belehrung suchen. Denn so wie die alten Völker überhaupt die Lehren ihrer Religion und den Sinn derselben äusserst geheim hielten, und die äussern Gebräuche für jeden Fremden unverständlich bleiben mußten: so war dieses der Fall vorzüglich mit den Indiern. Sie suchten nicht allein nicht Proselyten zu machen: sondern es hielt erstaunlich schwer, die Aufnahme in ihre Gemeinde zu erhalten. Ein augenblicklicher Tod war das Einzige, wodurch die Braminen büssen konnten, wenn sie etwan aus Unvorsichtigkeit den Sinn ihrer heiligen Bücher verrathen hatten. Man hat davon ein denkwürdiges Beyspiel unter der Regierung des Grosmogols Akbar. Dieser Monarch, ob er gleich ein Mohammedaner war, untersuchte alle Religionen, welche in seinen Staaten im Ansehen waren. Aber alle Mittel schlugen fehl, irgend einen Bramanen zur Entdeckung der Geheimnisse seiner Religion zu bringen. Endlich ersinnt er diesen Anschlag. Er spielt den Braminen einen Knaben in die Hände, als eine arme Waise ihres Stammes. Ein gelehrter Bramane nimmt den Knaben, und erzieht ihn als seinen Sohn. Nach einen zehnjäh-

rigen Unterricht wird Feizi (so hieß der junge Mensch) vom Akbar heimlich zurückgerufen, um nun durch ihn die wahren Lehren der Indier zu erfahren. Feizi aber war von der Schönheit der Tochter seines Lehrers gefesselt. Der Alte hatte diese Liebe bemerkt, und nicht gehindert. Denn die Gelehrigkeit und Folgsamkeit des Feizi hatte den Braminen so sehr eingenommen, daß er ihm selbst seine Tochter zur Ehe anboth. Feizi von Liebe und Dankbarkeit gerührt, konnte den Betrug nicht länger fortspielen. Er wirft sich dem Alten zu Füßen, entdeckt ihm alles, und bittet um Verzeihung. Der Bramine ergreift, ohne ein Wort zu sagen, den Dolch, und er hätte sich das Herz durchstossen, wenn nicht Feizi seinen Arm gehalten hätte. Feizi verspricht, alles zu thun, um den Betrug unschädlich zu machen. Der Bramine verspricht, ihm zu vergeben, wenn er zwey Dinge durch einen Eid versprechen wolle; nemlich die **Vedas** oder heiligen Bücher nicht zu übersetzen, und die Gebete der Braminen niemals wieder herzusagen. Es ist ungewiß, ob Feizi seinen Schwur gehalten. Aber **Akbar** zeigte, so lange er lebte, viele Achtung gegen den indischen Glauben. Die indische Religion unterscheidet sich von den mehresten durch den Grundsatz der allgemeinen Liebe. In allen Religionen, meinen sie, werde ein Gott, nur auf verschiedene Art, verehrt; es sey eine Seligkeit, und alle Religionen führen zu ihr; nur mit dem Unterschiede, daß bey der einen der Weg

kürzer

kürzer, bey der andern länger wäre. Die indische Religion kennt nur ein der Anbetung würdiges Wesen. Aber die Eigenschaften dieses schaffenden und erhaltenden Wesens sind in ihren heiligen Büchern zum Theil bildlich vorgestellt, von welcher Vorstellungsart unten ein Beyspiel angeführt werden soll; die Künstler haben diese Vorstellungen in Holz, Stein und Metall verarbeitet, und ihre Werke sind als sinnliches Erinnerungsmal in den Tempeln aufgestellt worden: der gemeine Mann hat nach und nach die Bedeutung des Bildes vergessen, und hat sich gewöhnt, das Bild zu verehren, statt derjenigen besondern Eigenschaft des Einzigen Gottes, welche durch das Bild sollte sinnlich dargestellt werden. So ist die Vielgötterey entstanden bey dem gemeinen Volke in Indien, welche ihm den Haß seiner Sieger vom mohammedanischen Glauben zugezogen hat. Und dieses ist die Entstehungsart aller Vielgötterey bey allen heidnischen Völkern; sie ist überall aus einer gemeinschaftlichen Quelle hergekommen, aus der allmähligen Entfernung von dem Sinne der Symbole.

Als der grosse Stifter der Religion und erste Gesetzgeber wird in Indien allgemein verehrt Brimha, oder Brama. Diese beiden Eigenschaften findet man in den Stiftern der alten Staaten immer vereint, und zwar aus sehr guten politischen Ursachen. Aber die Braminen, welche den wahren Sinn ihrer Religionsvorstellungen verstehen, und Feinde sind aller Vielgöt-

terey und Menschenverehrung, läugnen, daß jemals ein Mensch, **Brama** genannt, gelebt und ihre Religion gestiftet habe. Denn **Brama** oder **Brimha**, sagen sie, ist ein blosses allegorisches Wesen, und das Wort bedeutet **Weisheit**. Der Ursprung unserer Religion, schliessen sie ferner, ist also unmittelbar in der göttlichen Weisheit zu suchen. Die Brahminen *) glauben die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes. Er hat tausend Namen, das heißt, es giebt kein Wort, welches ihn nach allen seinen Eigenschaften ausdrückt, oder er ist unaussprechlich. Von seinen einzelnen Eigenschaften kann und muß man, wegen der groben Ideen des gemeinen Mannes, symbolische Vorstellungen machen; aber die höchste Gottheit unter einer Gestalt vorstellen wollen, würden sie für die gröbste Gottlosigkeit halten. Der menschliche Verstand, sagt der Bramine, kann sich von den göttlichen Eigenschaften besonders einen Begrif machen; aber wer kann in dem Zirkel der endlichen Ideen das Ganze fassen?

*) Nämlich die erste Klasse derselben, welche die heilige Sprache und die Symbole ihrer Religion kennen. Denn es giebt auch unter den Braminen mehrere Ordnungen. Die aus den letztern wissen selbst wenig, und von ihnen haben die Europäer die Irrthümer gehört, welche sie in Europa weiter verbreitet haben.

sen? Unter jenen tausend Namen sind die gewöhnlichsten: der große Wille; der Aufenthalt der Güte; der Geber der Bewegung; der ohne Leidenschaft; der ohne Materie; der Geber der Erkenntniß; der Geber der Freude; der Ernährer; der Verderber ꝛc.

Die indische Religion hat viele Zweige; aber keine Sekte verfolgt die andere. Nur gegen erklärte Gotteslaügner vereinigen sich alle. Der Beweiß gegen die Behauptung, daß alle Dinge durch den Zufall entstanden wären, ist dieser. „Der Zufall, sagt ein indischer Weltweise, ist so weit entfernt, daß er die Ursache der Entstehung aller Dinge seyn kann, daß er vielmehr nur eine augenblickliche Existenz von sich selbst ist; indem er in unendlich kleinen Zeitpunkten wechselsweise hervorgebracht und vernichtet wird, weil er gänzlich von der Thätigkeit würklicher Wesen abhängt. Diese Thätigkeit ist nicht zufällig. Denn sie muß unvermeidlich von einer natürlichen Ursache herrühren. Die Würfel mögen in einer Büchse in Ewigkeit geschüttelt werden, so sind sie in ihrer Bewegung durch gewisse unveränderliche Gesetze bestimmt. Was man daher Zufall nennt, ist nur eine Würkung, welche von Ursachen herrührt, die wir nicht gewahr werden.„

Eine allgemein angenommene Lehre ist die von der **Seelenwanderung**, als Züchtigung der lasterhaften

Menschenseele, nach dem Tode des Körpers. Der Ursprung dieser so sonderbaren Lehre von der Einwanderung der Seele des Menschen in thierische Körper ist unbestimmbar. Es kann nicht ausgemacht werden, ob Indien oder Egypten sie erdacht hat. Ein neuer denkender Franzose *) glaubt so gar, um die schnelle Ausbreitung dieser Lehre begreiflich zu finden, daß sie ursprünglich ganz anders gelautet habe. Sie war, sagt er, anfangs blos eine für die Menschheit schmeichelhafte Vorstellung, welche in einem Lande bald Glauben fand, wo die Menschen bey einem reizenden Klima und sanfter Regierung bald anfiengen zu bemerken, wie kurz das Leben sey. Ein System, welches dieses über seine natürlichen Schranken verlängerte, konnte nicht anders, als eine leichte Aufnahme finden. Einem Greiße, welcher alles, was ihm theuer ist, aus dem Händen schwinden sieht, ist es so süß zu hoffen, daß er noch geniessen wird, daß seine Zerstörung nur ein Uebergang zu einen neuen Leben seyn soll **). Für den, welcher es verliehrt, ist die Vorstellung, daß er das Glück zu leben nicht verliehrt, so tröstend! Umsonst würde eine mystische Religion suchen, an die Stelle dieser Hoffnung die Vor-

*) Raynal.

**) Man bemerkt leicht, daß nach dieser Muthmassung die Seele in einen andern menschlichen Körper hätte fahren sollen.

Vorstellung von geistigen Vergnügungen und einer himmlischen Seligkeit zu setzen. Der natürliche Mensch zieht Empfindungen, welche ihn schon glücklich gemacht haben, diesen unbestimmten und abstrakten Vorstellungen vor. Auf diese Art ist vermuthlich diese Lehre entstanden und ausgebreitet worden. Umsonst empörte sich die Vernunft gegen diesen Trug. Umsonst sagte sie, daß ohne Gedächtniß weder Fortgang noch Einheit des Daseyns statt fände, und daß der Mensch, welcher sich nicht erinnert, er sey gewesen, von demjenigen, welcher zum erstenmale lebt, nicht unterschieden sey! Die Empfindung nahm an, was die Vernunft hätte verwerfen müssen. Nach gerade verfinsterte die Geistlichkeit diese Lehre, und stellte sie dar als Züchtigung, um sich ihrer als ein Werkzeug und Stütze der Moral bedienen zu können.

Viele von den Geboten der Religion haben bloße politische Zwecke. Die Weisesten unter den Alten haben immer die Religion als politisches Instrument gebraucht. Motiv zur Tugend, was die christliche ist, war sie fast nirgends. Höchstens nur höhere Sanktion bürgerlicher Zwangspflichten. Die drey großen Flüsse in Hindostan, der Ganges, Kistaars und Indus sind dem Volke heilig, und es hegt eine ausserordentliche Ehrfurcht für sie. Diese tiefe Ehrfurcht sollte vielleicht Anhängigkeit an das Vaterland würken. Der Ochse ist geheiliget, als das nothwendigste Thier zum Ackerbau; und die

Kuh,

Kuh, weil ihre Milch in den heissen Ländern eine sehr heilsame Nahrung ist. Das häufige Baden, welches die Religion befiehlt, macht das heisse Klima nothwendig. Als Vorschrift des Arztes würde es aber nicht so oft und ordentlich geschehen, als so, da man es, ohne sich einer Sünde schuldig zu machen, nicht unterlassen kann. Selbst die Verbrennung der Braminen Weiber bey dem Tode ihrer Männer scheint eine Erfindung der Politik zu seyn, um das Leben der Ehemänner in einem Lande zu sichern, wo alles zur Wollust lockt.

Verrätherey, Blutschande, Meineid, Mord, Ehebruch mit der Frau eines Braminen, und Diebstahl sind Hauptverbrechen, und auch der Bramine ist in diesen Fällen von der Todesstrafe nicht ausgenommen.

Die Bücher, welche die Religion und Philosophie der Indier enthalten, sind die **Vedas** *). Es sind ihrer viere, deren Ursprung unbekannt ist, von den Indiern aber über 3000 Jahr hinaus gesetzt wird. Diese **Vedas** werden für so heilig gehalten, daß sie Niemand aus einer andern Kaste lesen darf. Die Braminen selbst sind durch so starke Bande der Religion verbunden, diese Schriften auf ihren eignen Stamm einzuschränken, daß derjenige, welcher sie einem aus einer andern Kaste vorlesen würde, nebst seiner ganzen Nachkommenschaft aus dem Stamme der Braminen

würde

*) Dieses Wort bedeutet Wissenschaft.

würde ausgestossen werden. Kein Indier würde mit ihm und seinem Geschlechte sprechen; ja er würde ihn nicht einmal in der Nachbarschaft wohnen lassen. Ueberdieses sind sie in der Shanscrita (heiligen) Sprache geschrieben, welche selbst die untersten Ordnungen der Braminen nicht verstehen. Diese Sprache soll an Regelmäßigkeit der Etymologie und der grammatikalischen Ordnung selbst die Arabische so weit übertreffen, daß man sie nicht wie andere Sprachen, für ein Werk des Zufalls hält. Man glaubt, es müsse sie eine Gesellschaft gelehrter Leute einzig und allein zur Aufbewahrung der Geheimnisse ihrer Religion und Philosophie erfunden haben *). Diese vier Bedas enthalten 100000 Stanzen, eine jede von vier Zeilen. Das erste Beda wird Rug Beda (die Wissenschaft der Weissagung) genannt. Es enthält die Astronomie, Astrologie, Physik, und eine sehr umständliche Nachricht von der Schöpfung der Materie und Bildung der Welt. Das zweite heißt Sheham Beda (die Wissenschaft der Andacht). Es handelt von den Pflichten der Religion und der Moral. Es enthält auch viele Gesänge zum Lobe des höchsten Wesens, und der demselben untergeordneten Wesen. Das dritte, das Judger Beda (die Wissenschaft der Religions Gebräuche) enthält die Vorschriften aller Ceremonien bey den Fasten, Festtagen,

*) S. das Alphabet dieser Sprache bey Dow.

gen, Reinigungen, Bußen, Wallfahrten, Opfern ꝛc. Das vierte, das **Obatar Bah** (die Kenntniß des guten Wesens) begreift die ganze Wissenschaft der Theologie, und die metaphysische Philosophie.

Ausser den **Bedas** sind in grossen Ehren die **Shaster**. Das Wort bedeutet **Kenntniß**, und diese Bücher sind Kommentarien über die Bedas, über ihre Theologie und Philosophie. Es sind vorzüglich zwey solche **Shaster** in Ansehen, und werden als heilige Bücher betrachtet. Diese sind der **Bedang** Shaster (der Körper der Wissenschaft), und der **Neadirzin** (die Erklärung der Wahrheit). Beide weichen von einander ab, in Rücksicht des Systems ihrer Philosophie; stimmen aber überein in Ansehung der Einheit des höchsten Wesens. Jener, welchen man in Europa irriger Weise **Bedam** benannt hat, wird für ein kanonisches Buch gehalten in Dekan, an den Küsten von Malabar und Koromandel; der andere in Bengal und in den nördlichen Gegenden von Hindostan. Hier ist eine Probe von dem Inhalte, und der Vorstellungsart in diesen Büchern. Es ist ein Gespräch zwischen **Brimha** (der Weisheit Gottes) und dem **Narud** (der menschlichen Vernunft).

Narud.

O Vater! du Erster von Gott! du sollst die Welt erschaffen haben, und dein Sohn Narud, voll von Ver-

Verwunderung über das, was er sieht, verlangt unterrichtet zu seyn, wie alle diese Dinge gemacht worden.

Brimha.

Irre dich nicht, und bilde dir nicht ein, daß ich der Schöpfer der Welt, und unabhängig von dem **göttlichen Beweger** bin, welcher ist das **grosse ursprüngliche Wesen** 1), und der Schöpfer aller Dinge. Sieh mich daher nur an als das Werkzeug des **grossen Willens** 2) und als einen Theil seines Wesens den er hervor rufet, seine ewigen Absichten zu vollziehen.

Narud.

Was sollen wir denn von Gott denken?

Brimha.

Da er ist ohne Materie 3), so ist er über alle Vorstellung; da er unsichtbar 4), so kann er keine Gestalt 5) haben. Aber aus dem, was wir in seinen Werken sehen, können wir schliessen, daß er ist ewig 6), allmächtig 7), allwissend 8), und allgegenwärtig 9).

Narud.

1) Pirrim-Purrus. 2) Ish-Bur. 3) Nid-Akar. 4) Oderißa. 5) Sirba-Sirrup. 6) Nit-teh. 7) Ge-itch. 8) Subbittera-Birst 9) Surba-Dirse.

Narud.

Wie schuf Gott die Welt?

Brimha.

Die Liebe 10) wohnte bey Gott von Ewigkeit her. Sie war von drey verschiedenen Arten, die schaffende, 11) die erhaltende 12), und die verderbende 13). Du, o Narud, wirst gelehrt, alle drey anzubeten, in verschiedenen Gestalten und Gleichheiten, als den Schöpfer 14), den Erhälter 15) und Verderber 16). Die Liebe Gottes nun brachte die Macht 17) hervor, und die Macht in gehöriger Verbindung mit der Zeit 18) und dem Schicksale 19) umarmte die Güte 20), und brachte die Materie 21) hervor ꝛc.

Noch ein Beyspiel dieser Art:

Narud.

O du erster von Gott! wer ist der Größte von allen Wesen?

Brimha.

10) Majah. 11) Redjo = goon. 12) Sittoh-goon. 13) Timmu = goon.

14) Naat. 15) Bishen. 16) Shibah. 17) Jotna. 18) Kaul. 19) Addaristo. 20) Pirkirti. 21) Mohat, oder Muhatit, die große Substanz.

Brimha.

Brimh *) der ist unendlich und allmächtig.

Narud.

Auch frey vom Tode?

Brimha.

Frey vom Tode! denn er ist unkörperlich und ewig.

Narud.

Wer hat die Welt erschaffen?

Brimha.

Gott durch seine Macht.

Narud.

Wer ist der Geber des Glücks?

Brimha.

Krischen **), und wer ihn immer verehrt, wird den Himmel geniessen.

Narud.

Was ist ihm gleich?

 Brim-

*) Brimh heißt Gott; der Genitiv Brimha, die Weisheit, Gottes Erstgebohrner.

**) Der Freudegeber.

Brimha.

Nichts! allein, um den Menschen, welche kein unkörperliches Wesen glauben können, einen Begrif von ihm zu machen, wird er unter mancherley symbolischen Gestalten vorgestellt.

Narud.

Was für ein Bild sollen wir uns von ihm vorstellen?

Brimha.

Wenn eure Einbildungskraft sich nicht ohne ein Bild zur Andacht erheben kann, so nehmt an, daß seine Augen gleich sind dem Lotos, seine Haut einer Wolke, seine Kleidung dem Blitze, und daß er vier Hände hat.

Narud.

Warum sollen wir uns den Allmächtigen unter dieser Gestalt denken?

Brimha.

Seine Augen können verglichen werden mit dem Lotos, um anzuzeigen, daß sie allezeit offen sind, wie diese Blume, welche auf den höchsten Gewässern schwebt. Seine Haut, gleich einer Wolke, ist ein Sinnbild von der Dunkelheit, mit welcher er sich dem sterblichen Auge verhüllet. Seine Kleidung ist gleich dem Blitze, um dadurch die verehrungswürdige Majestät anzudeuten,

welche ihn umgiebt, Und seine vier Hände stellen seine Stärke und allmächtige Kraft vor.

Narud.

Welche Dinge darf man ihm darbringen?

Brimha.

Welche rein sind, und mit einem dankbaren Herzen gebracht werden. Dinge, welche eure eigene Seele begehrt hat, oder durch Unterdrückung genommen, oder durch Betrug erlangt sind, oder einen natürlichen Schandfleck haben, sind Opfer, welche sich für Gott nicht schicken.

Narud.

Wir sollen also Gott solche Dinge darbringen, welche rein und ohne Fehl sind. Gott scheint also auch zu essen und zu trinken, wie ein sterblicher Mensch. Thut er dieses aber nicht, worzu dienen unsere Opfer?

Brimha.

Gott ißt und trinkt nicht, wie ein sterblicher Mensch. Allein wenn ihr Gott nicht liebet, so werden eure Opfer seiner nicht würdig seyn. Denn da alle Menschen die guten Dinge in der Welt für sich begehren, so verlangt Gott ein freiwilliges Opfer ihrer Substanz, als das stärkste Zeugniß ihrer Dankbarkeit und Zuneigung.

Narud.

Wie muß also Gott verehrt werden?

Brimha.

Mit keiner eigennützigen Absicht; sondern aus Liebe zu seinen Schönheiten, aus Dankbarbeit gegen seine Gnadenbezeigungen, und zur Bewunderung seiner Größe ꝛc.

Von der symbolischen Vorstellungsart, der Quelle aller Vielgötterey, kann dieses eine Probe seyn. **Brimha** oder die göttliche Weisheit wird vorgestellt als ein Mann mit vier Gesichtern, weil er alles sieht, auf dem Kopfe eine Krone, ein Sinnbild der Herrschaft und Macht, und mit vier Händen. In der ersten Hand hält er die vier Vedas, als ein Sinnbild der Kenntniß; in der zweyten einen Zepter, als ein Zeichen des Ansehens; in der dritten einen zirkelrunden Ring, als ein Sinnbild der Ewigkeit. Die vierte Hand ist leer, anzuzeigen, daß die Weisheit Gottes allezeit bereit ist, seinen Geschöpfen Hülfe zu leisten.

Die **Brahminen** machen den ersten Stand, den gelehrten Adel aus. Sie sind nicht alle Priester; sie sind überhaupt die Gelehrten aller Fakultäten, Theologen, Rechtsgelehrte, Philosophen und Aerzte. Dieserwegen sind sie in mehrere Unterordnungen vertheilt, unter welchen die theologische den ersten Rang hat. Sie

herr=

herrschen unumschränkt über die Meinungen des gemeinen Mannes, welcher bey ihrem Barte schwört, und ihnen die Füsse küßt. Sie essen keines Thieres Fleisch, und erhalten ihr Ansehen durch Strenge in dem äussern Betragen, und die vorrechtliche Kenntniß der Religionsgeheimnisse.

Nächst den Brahminen nehmen an den Ehrfurchtsbezeugungen des gemeinen Mannes Theil die **Fakirs** oder **Senaßeys**. Sie sind Mönche, welche sich der Betrachtung und dem Müssigange weihen, und der grössern Anzahl nach Spitzbuben. Durch schreckliche und mitunter lächerliche Kasteyungen, welche die Einbildungskraft in Erstaunen setzen, erzwingen sie von dem gemeinen Manne Ehrfurcht und Unterhalt. Einige wälzen sich im Unflathe; andere halten einen Arm in einer beständigen Richtung so lange in die Höhe, bis er steif wird, und in dieser Stellung ihr übriges Leben hindurch bleibt; andere drücken ihre Fäuste so fest zusammen, und behalten sie so, bis die Nägel in die flache Hand hinein wachsen, und auf der andern Seite hervorkommen. Andere drehen das Gesicht über eine Schulter, und bleiben in dieser Stellung, bis der Kopf in dieser Lage fest stehen bleibt. Viele drehen ihre Augen auf die Spitze ihrer Nasen, bis sie das Vermögen, in einer andern Richtung zu sehen, verloren haben. Sie geloben alle, niemals das Haar an ihrem Leibe zu kämmen, oder sich zu waschen, und die Natur da-

durch zu entstellen. Zuweilen versammlen sich ihrer an zehntausend zu Wallfahrten, und setzen bey dieser Gelegenheit grosse Striche Landes in Kontribution. Und in ihren Orden nehmen sie jedermann auf, welcher Kopf, oder einen starken Körper hat.

(Von der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen, und dem heutigen Zustande der Handlung wird in der Folge das nöthigste angezeigt werden).

II.

China *).

Proben der chinesischen Moral **).

Auch gegen den harten Vater darf der Sohn sich nicht sträuben. Er soll Gehorsam lernen und Geduld. Aber wie wird er beydes lernen, wenn er nicht einmal von seinem Vater eine Ungerechtigkeit ertragen kann?

Der Charakter einer Mutter ist Mitleiden; aber es muß nicht allzugefällig seyn. Der Charakter eines Va-

*) Die Beschreibung dieses grossen Reichs ein andermal.

**) Die ganze Sittenlehre der Chineser ist auf den Gehorsam gegen Eltern und Lehrer gegründet.

Vaters ist das Bestrafen; aber es muß nicht allzu strenge seyn.

Die Pflichten einer Frau sind: daß sie ihre Schwiegereltern ehre, und ihren Mann; daß sie ihre Kinder unterweise, und das Gesinde gefällig behandele; daß sie spinne und webe; daß sie haushälterisch und arbeitsam sey; daß sie ihrem Manne die Stunden der Ruhe erheitere; daß sie keine Klatschereyen leide, und daß sie sich nicht um fremde Dinge bekümmere. Dieses alles muß man den Töchtern lehren, ehe sie heirathen.

Mit allzuvielen Personen Freundschaft machen, ist nicht allein ohne Nutzen, sondern auch schädlich.

Wenn der Mensch trunken ist, so ist seine Seele in einem viehischen Zustande. Sie denket nicht, sie erinnert sich an nichts. Kommt er aber wieder zu sich selbst, so wird es in der Seele wiederum helle, die Vorstellungen werden richtig, und der Mensch urtheilt, wie vorher. Eben solche Folgen hat eine andere noch gefährlichere Trunkenheit, die Trunkenheit der Leidenschaften.

Ein feines Gehör und ein scharfes Auge sind schätzbare Dinge an den Menschen. Wenn man sich nun dieser Vorzüge bedient, die Fehler an andern Menschen aufzusuchen, niemals aber, die seinigen kennen zu lernen, und auf sich selbst acht zu haben: so ist es eben so viel, als wenn man seine Schätze den Fremden hinwirft.

Das Unglück muß nie muthlos machen. Bleibt man sein selbst mächtig, so wird man immer noch eine Zuflucht finden, es begegne einem, was da wolle. Bey gefährlichen Umständen nehme man sich aber Zeit, ehe man beschließt und handelt. Der Vorwurf, zu langsam gewesen zu seyn, ist nicht so schlim, als der, durch Uebereilung alles verdorben zu haben.

Wer seine Ausgabe nach seiner Einnahme richtet, so wie es Gesetze, Billigkeit und Wohlstand vorschreiben, der ist eine Million reich. Sein Hauß wird gewiß lange bestehen.

Urtheilt Jemand schlecht von Dir: hasse ihn nicht. Wärst du ein Edelstein oder kostbare Perle, und er hielte dich für nichts besser, als einen schlechten Stein: so würde man sagen, er wäre ein schlechter Kenner, ohne sich weiter mit ihm in Streit einzulassen. Bist du aber würklich, statt eines Diamants, ein gemeiner Kieselstein: warum willst du dann für etwas Besseres angesehen seyn?

Wenn man Bücher nicht mit Aufmerksamkeit ließt: so thäte man besser, man läse sie gar nicht. Wenn man seine Unordnungen nicht anders bereuet, als einen fehlgeschlagnen Würfelwurf: wo soll da Herzensbesserung herkommen?

Man hüte sich in Gesellschaften, seine Meinung auf das äusserste zu vertheidigen. Sehr oft ist es besser, daß man der Meinung eines andern nachgiebt.

Man

Man verliert nichts dabey; man läßt nur geschehen, daß der andere ein gleichseitiges Viereck für ein längliches ansieht.

Es kann einer Frau nichts rühmlichers nachgesagt werden, als dieses: sie ist keine Gelehrte!

Unzüchtige Lieder, Liebeshistorien, unanständige Gemählde, mit einem Worte, alles was die Einbildungskraft verunreinigen kann, das muß nie im Hauße des Mannes angetroffen werden, welcher Zucht und Tugend liebt.

Wer nicht eher was gutes thut, als wann er weiß, daß es die ganze Nachbarschaft erfahren wird: von dessen Fehlern wird keiner verborgen bleiben.

Wem das Glück entgegen arbeitet, der ziehe sich in der Stille zurück. Wer aber den Untergang sucht, der spanne bey dem Sturme alle Segel auf.

Derjenige, welcher, ehe er deine Rede ausgehört hat, schon deiner Meinung ist, und sich bemühet, dir dieses zu bezeugen: den meide als einen gefährlichen Menschen.

Die Sucht zu railliren, ist die Krankheit eitler Menschen, und ihr Gefährte ist Feindschaft.

Anderer Fehler zu bedecken, ihre guten Eigenschaften dargegen bekannt zu machen, dieses ist der Charakter des ehrlichen Mannes.

Wer Armuth ohne Murren, Widerwärtigkeit ohne Verdruß, Verläumdung ohne Widerspruch,

Grob=

Grobheiten ohne Ungeduld erträgt, wer seines Herzens und seiner Zunge Herr ist: der ist ein grosser Mann.

Wer sich auf Stand, Ansehen, Wissenschaft viel einbildet, ist gleich einem Menschen, welcher auf dem Gipfel eines hohen Eisberges steht. Unvermuthet scheint die Sonne, das Eis unter ihm schmelzt, und er liegt im Moraste.

Eine Beleidigung zu ertragen von dem Mächtigern, ist Klugheit; von seines Gleichen aber, oder einem Niederern, ist Geduld.

Ein Alter ohne Tugend, und ein Unglücklicher, welchem schlechterdings nicht geholfen werden kann, sind Leute, mit welchen man weder Freundschaft, noch Streitigkeiten haben muß.

Die Tugend, welche sich nur mit Fasten beschäftiget und mit langen Gebeten, ist eine Bonzen-*) Tugend, welche nur den Thieren vortheilhaft ist. Aber den Armen beystehen, und Unterdrückte beschützen, das ist Tugend, welche dem allgemeinen Besten nützet.

Dürftigkeit und geringer Stand verursachen Aufmerksamkeit und Sparsamkeit. Aufmerksamkeit und Sparsamkeit ziehen Ehre und Reichthümer nach sich.

Reich-

*) Eine Art chinesischer Mönche, welche unter andern Geboten auch dieses beobachten, daß sie kein Thier tödten.

Reichthum und Ehre sind die Mutter der Verschwendung und des Hochmuths. Hochmuth und Verschwendung ziehen Müssiggang und Unkeuschheit nach sich. Diese beyden Laster aber stürtzen in Armuth und Verachtung. So dreht sich das Schicksal des Menschen herum!

Man muß nicht mit gefalteten Händen erwarten, was der Himmel thun will; sondern man muß sich rühren, wenn man das erhalten will, was man vom Himmel erwartet.

Es giebt fünf tödliche Familien Krankheiten, das Schmausen, das Bauen, das Processiren, die eitle Kuriosität *) und die Faulheit.

Wollt ihr einem Armen beystehen, so fragt nicht nach der Ursache seiner Dürftigkeit. Die Kenntniß derselben könnte euch leicht bewegen, eure Hülfe zurück zu nehmen. Bewundert ihr eine edle gute That: so fragt nicht nach dem Bewegungsgrund. Er könnte in euch einen Verdacht hervorbringen, welcher euch von der Nachahmung zurück hielte **)

Zweierley Menschen kann man nicht leicht ergründen. Einige, welche wahrhaftig demüthig sind und beschei-

*) Z. E. wenn Jemand aus Eitelkeit sein Vermögen verschleudert für Schmetterlinge, Antiken, grosse Bibliotheken zur Schau ꝛc.

**) Dieser Satz ist nur mit Einschränkung anzunehmen.

bescheiden, wenig reden, auf sich selbst genau aufmerken, sich gegen Jedermann wohl betragen, über nichts klagen, selten aber gründlich urtheilen, und auf keinem ihrer Vorzüge stolz sind. Dieses sind Tugendhafte vom ersten Range. Andere wissen auch zu schweigen, sind ihrer selbst mächtig, sind listig und wissen ihre List zu verbergen, behaupten eine Lüge mit Dreistigkeit; aber der wahre Sinn ihrer Worte und Handlungen sind Geheimnisse. Diese haben alle Eigenschaften der schlimmsten Betrüger. Aber sie haben mit jenen tugendhaften gewisse Aehnlichkeiten des äussern Scheins, durch welche man leicht irre werden kann. Ich gebe z. B. einem Menschen Gelegenheit; zornig zu werden, und er wird es nicht; so ist dieses ein Merkmal entweder von einer sehr grossen Seele, welche über ihre Leidenschaften herrscht; oder von einer sehr boshaften, welche auf ernstliche Rache denkt.

Mit einem Betrüger und einem Windbeutel macht euch gleich wenig zu schaffen. Jener betrügt euch; und dieser wird über euch zu herrschen suchen, weil er alles nach seinen Kopf gethan haben will.

Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit und Tapferkeit trift man selten in einem Menschen vereint an. Noch seltner aber ist es, uneigennützig seyn, ohne sich was darauf einzubilden; aufrichtig, ohne Jemanden dadurch zu schaden; tapfer, ohne die Sanftmuth zu beleidigen.

Wer ohne Hofnung der Wiedervergeltung giebt, der sammlet sich einen verborgnen kostbaren Schatz, ein reiches Erbtheil für seine Kinder. Unbarmherzigkeit hingegen bringt den Fluch in das Haus, und dieser den Untergang.

Das Herz ist ein Acker von unermeßlicher Grösse. Und wenn ihr 300 Jahre lebtet, so würde auf demselben immer noch Raum zur Aussaat neuer Tugenden, übrig bleiben.

Ein alter Mann, wenn er tugendhaft ist, ist ehrwürdig, wär er auch ein Bettler!

Bey den guten Sitten giebt es keine Keinigkeiten, welche man ungestraft übertreten darf. Ein Funken kann ein grosses Feuer hervorbringen, und eine Ameise kann eine Schanze untergraben.

Bey Weisheit und Tugend kommt es vornämlich darauf an, daß das Herz von ihnen voll sey. Gut davon schreiben und sprechen zu können, ist nur eine Nebensache.

Wenn ihr Jemanden bestraft, so bedient euch der Vernunft, und ihr werdet leicht Eingang finden. Mischt ihr aber Zorn und Galle hinzu: so werdet ihr euren Zweck nicht erreichen.

Die Erfahrung lehrt, daß man sich bey allen Unternehmungen auf dieses oder jenes schlechterdings nicht gewisse Hofnung machen darf. Man thue das Seinige

nach

nach Vermögen, und den Erfolg erwarte man ruhig vom Himmel.

Wer in seinem Vornehmen glücklich seyn will, der muß immer entschlossen seyn, von seinem Rechte im Nothfalle etwas nachzugeben. In einer übertriebnen Hartnäckigkeit Ruhm suchen, ist gemeiniglich der Weg zur Reue.

Wissenschaften zu haben, ist eine schöne Sache. Aber bey der Gelehrsamkeit die Demuth eines Unwissenden und Einfältigen zu haben, ist eine sehr schwere Sache.

Glück und Unglück, Schaden und Gewinn sind Dinge, von welchen man nicht das Geringste in der Welt siehet. Denn die Folgen des Gegenwärtigen sind in Rücksicht unserer eine dunkle Nacht.

So groß auch die Anzahl der Sterbenden ist, so findet man doch unter zehntausenden kaum einen, welcher am Gifte gestorben. So sehr fürchtet Jedermann den Gift. Hingegen die Faulheit, die leckerhaften Speisen, die Wollust, bringen unzählbare Leute um, und doch ist Niemand, welcher sich fürchtet!

Wer eine gute Handlung verrichtet, soll sich derselben nie rühmen. Prahlt er damit, so ist sie verloren.

Es giebt kühne Schiffer, welche bey einem günstigen Winde alle Segel aufspannen, ohne auf die Gewalt desselben, und mögliche Veränderung einige Rück-

sicht

sicht zu nehmen. Verändert sich nun der Wind schnell, so ist das Schiff verloren, weil sie es nicht geschwind genug drehen, oder die Segel niederlassen können. Lernet hieraus, in keine Sache, wenn sie auch die vortheilhafteste schien, euch so tief einzulassen, daß ihr so zu sagen nicht Land genug hinter euch laßt, um im Falle der Noth bequem umkehren zu können.

III.

Von der parisischen Bluthochzeit, Dragonerbekehrung, und andern Religionsverfolgungen in den Staaten der allerchristlichen Könige.

Unter allen Verirrungen des menschlichen Verstandes ist keine schrecklicher, und in ihren Folgen für das menschliche Geschlecht zerstörender gewesen, als der Wahn, es führe nur ein Weg zum Himmel, und es sey ein verdienstliches Werk, alle und jede zu morden, welche diesen, als allein richtig angenommenen Weg nicht betreten wollen. Millionen Menschen sind diesem Irrthume geopfert worden; und Galgen, Räder und Scheiterhaufen sind seine Altäre gewesen. Sollte man es wohl glauben, daß unter der Regierung **Ludwigs XIV** zur Rechtfertigung solcher Schandthaten die Worte

des Evangeliums: **nöthige sie herein zu kommen,** nach einer eben so wiedersinnigen, als abscheulichen Erklärung gemisbraucht werden konnten? Daß Unschuldige zu tausenden ihren Hals dem Henker hinreichten, und sich ihre Kinder von ihrem Landesherrn rauben liessen, ohne das Schwerd zu ergreiffen, welches ihnen das Recht der Selbstvertheidigung darboth! Daß diese Sanftmuth ihre Mörder nicht erweichte, sondern zu neuen Mishandlungen ermunterte! daß der Landesherr öffentlich geboth, seine dissentirende Unterthanen sollten vor seinen Gerichtshöfen keine Gerechtigkeit finden, und doch Unterthanenpflicht verlangte! O so schwätze man nicht vom orientalischen Despotismus! seine Knechte sind freye Leute in Vergleichung mit solchen ehmaligen europäischen Sklaven. Menschheit! deine Rechte! wie wurden sie mit Füssen getreten, ohne einen Rächer zu finden! Doch sie rächten sich selbst durch traurige Folgen, und rächen sich noch.

Frankreich ist nicht allein der Schauplatz von sollen Greueln gewesen. Aber es hat dieses Spiel mehrmals gespielt, und mit Grausamkeit für welche die Natur zurückschaudert. Die Niedermetzelung der **Albigenser,** die **Pariser Bluthochzeit,** die nach Aufhebung des Edikts von Nantes versuchte **Dragonerbekehrung,** sind noch in Jedermanns Andenken, und werden es bleiben. Denn sie sind mit Blut in die Jahrbücher der Menschheit eingeschrieben. Aber man

spricht

spricht von diesen Auftritten oft, wie von Kleinigkeiten, wie von der Hinrichtung einiger Missethäter, und man möchte lieber gar alle die Unglücklichen, welche den Märtyrertod ihres Glaubens starben, als Rebellen darstellen. Ich werde daher zuweilen in diesem historischen Lesebuche Nachrichten von dergleichen Dingen einrücken, als Denkmale des Heroismus der vergangenen Zeiten, dessen wir vielleicht nicht fähig sind. Der Leser wird sein Herz zu den Allgütigen erheben, daß er ihn in solchen Zeiten der Duldung geboren werden ließ, wo man keinen seines Glaubens wegen schindet, räuchert oder lebendig einmauert. Möchte diese Duldung nicht gemisbraucht werden! Jeder lebe und sterbe seines Glaubens. Diese Forderung ist gerecht. Aber Meinungen verbreiten, welche dem gemeinen Volke, das weder philosophiren kann noch soll, die Ruhe des Lebens, den Trost im Sterben rauben, welche unbemerkt den Saamen zur Unbändigkeit und Aufruhr ausstreuen, welche der bürgerlichen Gesellschaft ihre undisputirlichen Rechte nehmen; wer dieses verlangt, der verlangt nicht Duldung, sondern unverzeihliche grausame Gleichgültigkeit gegen alles, was Religion heißt.

Die erste große Verfolgung der von der römischkatholischen Kirche dissentirenden in Frankreich, erfolgte im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts. Ihr Gegenstand waren die **Albigenser**. Diese Leute führten diesen Namen von ihrem Vaterlande **Albigeois**, dessen

sen Hauptstadt Alby in der lateinischen Sprache Albiga genannt wird. Die Landschaft Albigeois war ein Theil der Grafschaft Toulouse, welche izt zu dem Gouvernement von Languedoc gehört. Die Albigenser aber, wenn man unter dieser Benennung eine besondere Religionsparthey versteht, hatten sich durch die ganze Grafschaft Toulouse und Provence ausgebreitet. Ihr Ursprung fällt in das eilfte Jahrhundert. Sie wichen von der herrschenden römischkatholischen Kirche vornämlich in folgenden Lehrsätzen ab. Sie behaupteten: die Messe wäre eine menschliche Erfindung, von welcher Christus und die Apostel nichts wüsten; die Fürbitten der Lebendigen für die Seelen der Verstorbenen könnten keine Würkung haben, und wären folglich vergeblich; das Fegefeuer wäre eine Erfindung der priesterlichen Habsucht; die Heiligen müsten nicht im Gebete angerufen werden; die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi im Abendmale wäre Erdichtung, und die Verehrung der konsekrirten Hostie Abgötterey, und der Pabst wäre nichts mehr, als ein jeder anderer Bischof der Kirche. Weil diese Sätze theils die Einkünfte der Geistlichkeit schmälerten, — denn die Messen und Fürbitten für die Todten musten mit Gelde gelöset werden — theils die päbstliche Gewalt und Unfehlbarkeit angriffen: so konnte es nicht fehlen, daß sie als ketzerische Sätze verdammt wurden. Dieses geschah zum erstenmal auf der Kirchenversammlung zu Tours 1163.

Und 1208 ward das Kreutz gegen sie geprediget, da einige Soldaten des Grafen von **Toulouse** einen Inquisitor getödtet hatten. Das **Kreutz predigen** hieß, im Namen des Pabstes bekannt machen, daß alle diejenigen, welche als Soldat gegen die genannten Ketzer fechten würden, volle Vergebung ihrer Sünden erhalten sollten. Da fehlte es nun niemals an Menschen aus allen Ländern, welche sich anwerben und das Kreutz auf ihre Jacke heften liessen, einige aus würklicher falsch verstandener Frömmigkeit; die mehresten aber deswegen, weil sie in dem Lande der Ketzer ungestraft plündern, morden, huren, mit einem Worte alle Ausschweifungen begehen konnten, und oben drein noch die ewige Seeligkeit versprochen bekamen. Sie machten sich immer nur auf vierzig Tage zu Kriegsdiensten verbindlich. Wer dann Geld und Guth zusammen gestohlen hatte, gieng nach Hauße, und hatte er es verpraßt; kam er wieder. Der vom Pabste ernannte General dieser Kreutzsoldaten war ein Graf von **Montfort**, ein fluchwürdiger Mensch, welcher die Albigenser zu hunderten auf einmal auf Scheiterhaufen werfen ließ. Dieses Verfahren schien ihm eine solche Kleinigkeit, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, zu untersuchen, ob nicht einige von seinen Glaubensgenossen unter der Zahl dieser Unglücklichen wären. Man fragte ihn bey der Eroberung der Stadt **Beziers**, wie man sich verhalten solle, weil eine beträchtliche Anzahl ächter Katholi-

ken unter den Ketzern wohnte. „Schlagt todt! war seine Antwort, schlagt alles todt; der Herr kennet die Seinen.„ Und so wurden auch in dieser einzigen Stadt an 60000 Menschen ermordet. Die Albigenser wehrten sich, als Verzweiflende, und es ist nicht zu läugnen, daß sie sich ebenfalls der Grausamkeit schuldig machten. Aber ihre Feinde hatten doch doppelte Schuld, als die Urheber und Anfänger dieses Religionskrieges, welcher mit einerley Wuth bis 1218 fortgeführt ward. Da blieb Montfort bey der Belagerung einer Stadt, und hörten gleich die Unruhen damit nicht auf, so ließ doch die Wuth nach, welche Monfort allein um sich her verbreiten konnte.

Doch Montfort konnte dieses nicht allein! er hat den Ruhm verloren, diese Schandthaten auf das Aeusserste getrieben zu haben! er hat in der Kunst zu quälen und zu verfolgen seine Meister gefunden an den Urheber der Pariser Bluthochzeit, und an den Dragonern, welche Ludwig XIV, nach aufgehobenen Edikt von Nantes, aussande, das Evangelium zu predigen.

Wenn man die erste der genannten Begebenheiten richtig verstehen will, muß man einige Blicke in die Geschichte Frankreichs thun. Die Religionsverbesserung nach der Lehre Kalvins fieng im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhundertes an, in Frankreich Eingang zu finden. Es lebten noch Abkömmlinge der Al-

bigen-

bigenser in den Gebürgen der Provence, welche durch die beybehaltene Lehre ihrer verfolgten Urväter vorbereitet genug waren, um die neue Predigt willig anzunehmen. Diese sind der Stamm der später so genannten **Hugonotten.** Vorher begriff sie die katholische Geistlichkeit unter der Benennung der **Lutheraner**, und rückte in ihr Kirchengebet die Worte mit ein: **Gott erfülle uns alle mit Haß gegen die Lutheraner!** *). Auf den Königsthron saß damals **Franz** I, welcher diese Leute verfolgte, weil man ihn überredet hatte, der republikanische Geist sey in diese neue Lehre verwebt, und sie predige gerade zu Ungehorsam und Empörung. An der Wahrheit dieser Behauptung zweifelte er um so weniger, weil er selbst die Protestanten in Deutschland gegen den Kayser **Karl** V unterstützte. Aber indem **Franz** zu gleicher Zeit die Wissenschaften begünstigte, arbeitete er selbst seiner Absicht, der Ausrottung der neuen Lehre gerade entgegen. In den Jahren 1524, 1525, und 1528 gab dieser König sieben strenge Edikte gegen diese Dissentirende. Dutzendweise ließ er sie verbrennen; zu hunderten schickte er sie auf die Galeeren, und zu tausenden jagte er sie aus dem Lande. **Johann Minier**, Baron von **Oppeda**, Statthalter der Provence, bewürkte die blutigsten Operatio-

*) Impleat nos Deus odio Lutheranorum.

rationen, um schnell reich zu werden, und der Kardinal Tournon unterstützte ihn bey Hofe. Ueber 4000 starben des quaalvollsten Todes. Man schändete Weiber und Jungfrauen vor den Augen ihrer gefesselten Männer und Eltern; man sperrte schwangere Weiber in Scheunen, und verbrannte sie; andern schnitt man den Leib auf, riß ihnen die Frucht heraus, und zertrat sie mit Füssen. Franz erfuhr endlich, daß diese Unglücklichen nicht Rebellen waren, *) und befahl seinem Nachfolger Heinrich II die Rache dieser Unmenschlichkeit. Aber dieser **) ward bald selbst ein Verfolger. Das Edikt von Chateau Briant 1551 untersagte, für keinen Ketzer Gnade zu bitten; und verboth den weltlichen Richtern, die zuerkannten Strafen zu mildern. Nun floß das Blut der sanftmüthigen Hugonotten, wie Wasser. Nun erfand man neue Quaalen, weil ein gewaltsamer Tod eine zu gelinde Strafe schien. Man schund den Verurtheilten die Haut ab, rieb den rohen Körper mit Schwefel, und hieng ihn mit eisernen Ketten über glüende Kolen. Man verlängerte ihnen das Leben mitten in den Flammen; man riß sie halblebend heraus, um das höllische Vergnügen zu haben, die Bewegun-

*) Man hatte ihn überredet, sie hätten dem Kaiser Karl V Marseille in die Hände spielen wollen.

**) regierte von 1547 bis 1559.

wegungen der Eingeweide zu beobachten *). Die Hugonotten duldeten dieses, ohne die Waffen gegen ihren König zu ergreifen, welcher von seiner Seite alle Verbindlichkeiten zerrissen hatte. Sie waren auch nicht zu schwach darzu; denn man zählte an 2150 von ihren Gemeinden im Lande. Sie wähnten, durch überschwengliche Geduld ihre Verfolger zu ermüden und zu besänftigen. Und dieses hätte ihnen auch gelingen müssen, wären ihre Feinde nur Kannibalen und Iroquesen gewesen. Es konnte also wohl nicht der Geist des Republikanismus, des Königshasses in die Lehrsätze der Religion dieser Leute so verwebt seyn, wie der weise **Voltäre**, welcher aber oft sehr dumme Sachen sagt, in dem essai sur le siecle de Louis XIV gegen seine Ueberzeugung, vorgiebt. **). Vierzig Jahre lang duldeten sie, worzu sie würklich keine Unterthanenpflicht in der Welt verbinden konnte. Aber unter **Heinrichs** II Regierung erfolgt eine Begebenheit, welche die Quelle wird von bürgerlichen Kriegen, und neuen weit

*) Es gab damals Parlamentsräthe, als Seguier, Harley, und andere, welche diese Wuth missbilligten. Aber sie vermochten nichts gegen den Strom.

**) Voltäre sagte dieses, um sich die Zurückruffung in sein Vaterland auszuwürken. Der Niederträchtige! wie er seinen Zweck verfehlte, dann schrie er für Toleranz.

abscheulichern Religionsverfolgungen. Dieses war die Erhebung der lothringischen Herzoge von Guise. Diese Ausländer bemächtigen sich seit der unglücklichen Schlacht bey St. Quentin *) der Ministerschaft. Die Prinzen vom Geblüte, Anton König von Navarra und Herzog von Bourbon, Ludwig Prinz von Condee, sehen sich herabgewürdiget, und stellen sich an die Spitze der Misvergnügten über die Lothringer. Heinrichs II Gemahlin, Katharina aus dem Hauße Medices, ein herrschsüchtiges Weib, Todfeindin der Ketzer und Meisterin in der Verstellung, begünstigt bald diese, bald jene Parthey, um durch den Sturz beyder sich zu erheben. Der Tod Heinrichs II (1559) setzt diese Faktionen in Bewegung. Die Herzoge von Guise, welchen der neue König, Franz II die Regierungsgeschäfte öffentlich übertragen hatte, setzen besondere Gerichte unter dem Namen der brennenden Kammern nieder, zur Verfolgung der Ketzer. Dadurch ziehen sie die eifrigen Katholiken auf ihre Seite. Aber diese brennende

*) Im Jahr 1558. Die Franzosen wurden nicht allein von den Spaniern gänzlich geschlagen; sondern es gerieth auch einer ihrer grösten Männer, der Konnetable Montmorency in die Gefangenschaft. Durch die Entfernung desselben erhielten die Guise freye Hand, sich der Regierungsgeschäfte zu bemächtigen.

nende Kammern verurtheilen unter dem Vorwande der Ketzerey alle Freunde der Prinzen vom Geblüte und der Reichskonstitution. Die verfolgten Hugonotten erklären sich unter dem Admiral Coligny, einem der grösten Männer Frankreichs, gegen die ausländischen Herzoge von Guise. Selbst Katholiken treten zu dieser Parthey, und die alten ausgedienten Officiere, welchen die jetzige Regierung für ihre Forderungen des rückständigen Soldes Gefängnisse und Leibesstrafen both. Diese entschliessen sich 1560, den König nebst dem ganzen Hofe, welcher sich damals zu Amboise aufhielt, aufzuheben, um ihn die Lage seiner Angelegenheiten vorzustellen, und zur Entfernung der Herzoge von Guise zu nöthigen. Der Anschlag mislingt durch Langsamkeit und Verrätherey. Nun werden die Strassen von Amboise mit Galgen und Rädern besetzt, und das Blut von mehr als 1200 Getödteten schießt in die vorbey fliessende Loire. In allen Provinzen verfolgt man die Ketzer, als Hochverräther, und der Prinz von Condee erwartet in der Gefangenschaft sein Urtheil. Plötzlich stirbt Franz II (1560), und sein Tod ist das Signal bürgerlicher Kriege. Sein Sohn und Nachfolger Karl IX ist ein unmündiges Kind; das Hauß Guise findet Mittel, sein Ansehen bey Hofe zu erhalten, und Katharina von Medices begünstiget die Hugonotten durch das Edikt von Jenner 1562, in welchem ihnen die freie Religionsübung ausserhalb den großen Städ-

ten zugestanden wird. Aber diese Begünstigung ist nicht von langer Dauer. Der Herzog Franz von Guise läßt noch in dem nämlichen Jahre bey einer Reise durch Champagne, in dem Städtchen Vassy, die in einer Scheune zum Gottesdienste versammleten unbewafneten Hugonotten durch seine Reuter überfallen und niederhauen. Dieses Beyspiel wird in einigen vierzig Städten nachgeahmt. Zu Tours knüpft man den Präsident an einen Baum, und reißt ihm das Eingeweide aus dem Leibe. Dreyhundert Personen werden erwürgt, zerhauen, geschunden oder ersäuft. Zu Agen hängt man fünfhundert. In der Provence werden über 1500 zu Todte gemartert. Zu Aix hängt man einige an den Händen auf, nachdem man ihnen zuvor die Augen ausgestochen; andere steiniget man; bindet sie an den Schweif der Pferde, und läßt sie schleifen; oder hackt ihnen die Glieder stückweise ab; wirft sie in Kalköfen, und einige begräbt man lebendig. Mehrere Abscheulichkeiten dieser Art kann man beym de Thou nachlesen. Der Herzog von Guise bemächtiget sich der Person des Königes und der Regentin Mutter, der Katharina von Medices. Diese wendet sich an den Prinz von Condee; „der König, sagt sie, und der Staat ist in Gefahr, von Ausländern unterdrückt zu werden; mein Mündel und die ganze königliche Familie Bourbon ist in Gefahr, ihren Thron an diese lothringischen Herzoge zu verlieren.„ Der Prinz ergreift die

Waffen, und mit ihm die Hugonotten. Die Königin Regentin hatte sie darzu aufgefodert, um dem Könige und dem Staate die Freiheit zu verschaffen, und ein Prinz von Geblüte stand an ihrer Spitze. Dieses rechtfertiget sie hinlänglich in den Augen derjenigen, welche das Recht der Selbstvertheidigung auch dann nicht zugestehen wollen, wann der Landesherr alle Gerechtigkeit platterdings verweigert, und dadurch aufhört, Landesherr zu seyn. So entstand der bürgerliche Krieg in Frankreich, welcher nur zum Theil Religionskrieg genannt werden kann. Er ward von beyden Theilen mit Grausamkeit geführt, und dauerte mit einigen Unterbrechungen, seit 1562 bis 1570. Da gestand der nun volljährige König **Karl IX** in dem betrüglichen Frieden zu **St. Germain en Laye** den Hugonotten Religionsfreiheit zu, und trat ihnen einige Vestungen, als Sicherheitsörter ab. **Karl** schien sich gänzlich von dem Einflusse der **Guisen** und seiner Mutter losgerissen zu haben. Er ruft den alten braven Admiral **Coligny**, die Stütze der Hugonotten, an seinen Hof, ersetzt ihm alle seine erlittene Schäden, versorgt seine Freunde, und ehrt ihn als Vater. Der Kardinal von Lothringen, ein gebohrner Herzog von **Guise**, dessen Durst nach Ketzerblut nie gestillt werden konnte, wird aus dem Reiche entfernt; der Hof giebt dem Coligny Befehl, sich mit der englischen Königin **Elisabeth** in Traktaten einzulassen, zur Unterstützung der ebenfalls der Religion

wegen

wegen leidenden Niederländer; um die Täuschung aufs höchste zu treiben, so wird die Schwester des Königs an den hugonottischen Prinzen von **Bearn**, nachmahligen König von **Navarra**, und endlich von **Frankreich**, welcher unter dem Namen **Heinrichs** IV sich denkwürdig gemacht hat, vermählt. Diese auf ewige Zeiten unvergeßbare Vermählung geschah den 18 August. Die Vornehmsten von den Hugonotten waren nach Paris gekommen, dieses Fest zu feiern. Alles lebte in sorgloser Sicherheit. **Colingny** war mit den Einrichtungen zu dem bevorstehenden Feldzuge nach den Niederlanden beschäftiget, und Niemand dachte sich die Möglichkeit, daß alle Schritte des Hofes seit dem letztern Frieden Täuschung wären; daß der junge König an Verstellung einen Teufel übertreffen könne; daß er ein Komplot gegen seine Unterthanen angelegt habe, und einen Meuchelmord über das ganze Land. Und doch war es so. **Coligny** kömt am fünften Tage der Vermählungsfeier aus dem Louvre, da geschieht am hellen Tage ein Schuß von einem Bedienten des Herzogs **Heinrichs** von **Guise**, und verwundet ihn an beyden Armen. Der König, welcher eben Ball spielte, wirft auf die Nachricht von dieser Begebenheit sein Raquet hin, und eilt zu dem alten Admiral. „Sie, sagt er, sind verwundet, und ich bin beschimpft. Aber ich schwöre es Ihnen, eine Rache will ich ausüben, welche nie vergessen werden soll.„ Der Admiral erbittet sich eine königliche Wache, und seine

wärm-

wärmsten Freunde quartieren sich nach dem Rathe des Königes, aus den entlegnern Gegenden der Stadt in seine Nachbarschaft ein. Der König hält einige Stunden nach diesen Besuch mit seiner Mutter, den Herzogen von Guise, von Nevers und von Anjou, dem Marschall Tavannes, und dem Grafen von Retz, den letzten Blutrath. In der folgenden Nacht zwischen den 24 und 25 August bricht der Herzog von Guise in das Hauß des schwer verwundeten Coligny. Sein Kammerdiener, ein Deutscher Namens Behm, giebt dem betenden Greise den ersten Stich. Die andern folgen nach, und mit dem Morde nicht zufrieden, wirft man den Körper auf die Straße. Der Herzog von Guise wischt mit einem Tuche das Blut aus dem Gesichte, um gewiß zu seyn, daß es der Admiral wäre. Den Kopf schickte man dem Könige, welcher ihn nach eben so kindischen, als niederträchtigen Verhöhnungen, einbalsamiren läßt, und an den Pabst nach Rom schickt. Der Pöbel thut am übrigen Körper, was sein König am Kopfe gethan hatte; schleppt ihn drey Tage auf den Gassen herum, und hängt ihn, halb an einem gelinden Feuer geröstet, an den Galgen. Der Marschall von Montmorency dachte noch menschlich genug, ihn in einer finstern Nacht abnehmen, und in seiner Kappelle zu Chantilly beysetzen zu lassen. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schlosses in der Stunde der

Mit-

Mitternacht das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten in Paris. Da fand kein Gedanke der Schonung statt! die Kinder wurden vor den Augen ihrer Eltern an den Steinen und Wänden zerschmettert; vierhundert Häußer geplündert, und die gesperrten Thore machten die Flucht unmöglich. Der Prinz von **Condee** und der König von **Navarra** retteten ihr Leben dadurch, daß sie in die Messe giengen, und zum Scheine zur katholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus. Werkzeuge der Ermordung fanden sich überall, weil die Plünderung erlaubt, und die Immoralität am Hofe und in Frankreich alle Empfindungen von Schaam und Scheu verbannt hatte. Der grössere Theil der Franzosen war um nichts besser, als der nichtswürdige römische adliche und unadliche Pöbel zu den Zeiten des **Marius** und **Sulla**. In **Lion** zeigten doch die Scharfrichter und Soldaten mehr Ehrliebe, als der Hof in Paris. Der Gouverneur **Mandelot** hatte sich der Hugonotten durch Trug und List bemächtiget, und über 900 in die Gefängnisse gelegt. Die Scharfrichter, welchen er befahl, von Gefängniß zu Gefängniß zu gehen, und die Gefangenen abzuschlachten, sagten: „sie wären da, die nach Recht verurtheilten auf den öffentlichen Gerichtsplätzen hinzurichten; aber zu heimlichen Mordthaten möchte er sich andere Leute suchen.„ Die Soldaten weigerten sich

aus

aus dem Grunde, weil die Gefangenen weder Rebellen wären, noch sie beleidiget hätten. Und gegen Gefesselte und Gnade Flehende müsse kein Kriegesmann sein Schwerd zücken. Was aber weder Scharfrichter noch Soldaten thun wollten, das thaten die Matrosen und Fleischer. Diese würgten mit kaltem Blute 900 in den Gefängnissen. Dreißig Tage hindurch dauerte in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man zählt an 30000 Menschen, welche hingerichtet worden sind. Der nichtswürdige König Karl IX wollte anfangs die Schuld von sich ablehnen, und stellte in Briefen an die europäischen Mächte die ganze Sache als Aufruhr vor, bey welchem er selbst in Lebensgefahr gewesen. Und es kann wohl seyn, daß er durch seine Mutter und die Parthey des Herzogs von Guise gezwungen worden, zu allem seine Einwilliguug zu geben. Vielleicht war es auch Zwang, daß er einige Tage nach seiner ersten Erklärung in das Parlament gieng, und einregistriren ließ „ daß alles auf seinen Befehl geschehen sey, und daß zum immerwährenden Andenken der Bartholomäustag *) als ein Nationalfest gefeiert werden sollte. Man schlug Münzen auf diese Begebenheit; zu Rom wurden die Kanonen gelöset; der Pabst schrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Proceßion in der Ludwigskirche, um Gott für den Erfolg dieser königlichen landesväterlichen Verrätherey öf-

fent-

*) An welchem der Schuß auf den Coligny geschehen war

fentlich zu danken. Man wird von selbst sich vorstellen können, daß vernünftige Katholiken diese Schandthat nicht billigten. Indes man zu Rom Feierlichkeiten über diese That anstellte, schrieb Kaiser Maximilian II an seinen General Lazari von Schwendi den 22sten September 1574 einen Brief, in welchem es unter andern heißt: „ich kann die That, so die Franzosen an dem Admiral und den Seinigen grausamer Weise verübt, gar nicht loben: und ich habe es mit dem größten Verdruß vernommen, daß mein Schwiegersohn in dieses Blutvergiessen gewilliget. Wollte Gott! er hätte mich darum um Rath gefraget! ich würde ihn gewiß auf das nachdrücklichste und väterlichste davon abgemahnet haben. Er hat durch diese That seinen Ruhm mit unverlöschlichen Flecken verunanstaltet. Gott vergebe es denen, so daran Schuld sind! Diese Schwärmer musten es seit so vielen Jahren gesehen und erfahren haben, daß weder Mörder, noch Mordbrenner den Himmel bevölkern. Ich kann demnach diese That nicht loben, ohne rasend und unsinnig zu seyn. Daher will ich Gott anrufen, daß er mich dafür bewahre. Frankreich mag thun, was ihm gut dünkt; es wird dafür Gott, dem gerechten Richter, Rechenschaft geben müssen. Ich meines Theils habe mich entschlossen, ehrlich und ohne Falsch und aufrichtig zu handeln *).

Auch

*) Diesen Brief findet man in Goldast's Constit. Imper. T. II. S. 382.

Auch erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Denn der Verfolgungsgeist kann zwar den Baum kappen, und seine Zweige abreissen. Aber der Stamm selbst erhält durch das Blut der Märtyrer neue Kräfte und steht unausrottbar. Rochelle ward bey jener Verfolgung der Sammlungsort der Verfolgten. Karl IX starb 1574 nach vielen Quaalen, wahrscheinlicher Weise von seiner eignen Mutter vergiftet. Sein Bruder und Nachfolger Heinrich III muß am Ende zu den verfolgten Hugonotten seine Zuflucht nehmen, da der Herzog von Guise durch die eifrigen Katholiken ohne viel Zurückhaltung den Weg zum Throne geht. Aber dafür ersticht ihn ein Dominikanermönch, Jacob Clement 1589 im Lager vor Paris. Nach sechsjährigem Kriege, und geschehener Religionsänderung kömmt Heinrich IV, Herzog von Bourbon und König von Navarra zum Besitz Frankreichs, auf welches er das nächste Erbrecht hatte; und da erhalten seine vorige Glaubensgenossen, die Hugonotten, durch das Edikt von Nantes 1596, Religionsfreiheit. Durch dieses Edikt giebt Heinrich IV seinen ehmaligen Glaubensgenossen, welchen er und durch ihn das Hauß Bourbon die Erhaltung der Königskrone zu verdanken hat, Sicherheit des Lebens und der bürgerlichen Ehre; die Freiheit, Gott nach ihren Grundsätzen zu verehren; den Schutz der Gesetze, und einige Städte als Sicherheitsörter, als Unterpfänder seines königlichen

Worts. Konnte ein König weniger thun für seine Unterthanen, für die Bürger seines Staats? für das wahre Wohl seines ganzen Reichs, welches durch die bürgerlichen Kriege zur Gesetzlosigkeit, Armuth und Ohnmacht herabgesunken war? Dieser große Freiheitsbrief, in welchem **Heinrich** nichts anders versprach, als was der Könige Schuldigkeit ist — denn die Könige der Erde haben ihre Gewalt ursprünglich durch einen gegenseitigen Vertrag, welcher bey jeder neuen Regierung stillschweigend erneuert wird — dieser Freiheitsbrief ward von den Repräsentanten der Nation, von dem Parlamente als ein unwiederrufliches Reichsgrundgesetz anerkannt. Diese Gültigkeit erkannte auch Heinrichs Nachfolger, **Ludwig XIII.** Er nennt es in dem **Gnadenedikt** *) von 1629 ein **ewiges** und **unwiederrufliches** Edikt. Und in der Deklaration vom 22sten May 1610 sagt er „ dieses Edikt habe eine gesicherte Ruhe unter seinen Unterthanen wieder hergestellt; daher dasselbe ein **ewiges** und **unveränderliches** Edikt sey, und **gar nicht nöthig habe**, **durch diese** Dekla-

*) Sollte Gerechtigkeitsedikt heissen. Wenn man alle gute Handlungen der Regenten Gnade nennt, so bestätigt man die Großen der Welt in dem närrischen und irgend einmal ihre Gewalt zerstörenden Gedanken, daß die Sorge für das Beste ihres Volkes nicht ihre Schuldigkeit sey.

Deklaration von neuem bestätiget zu werden. „Damit aber, setzt er hinzu, unsere Unterthanen unserer königlichen Huld versichert seyn mögen, daß es unser ernstlicher Wille sey, über diesem Edikt unverletzlich zu halten, das zum Besten aller unserer Unterthanen so wohl der katholischen, als reformirtprotestantischen abgefaßt worden: so thun wir hiermit kund, sagen und befehlen, daß besagtes Edikt von Nantes in allen seinen Punkten und Artikeln aufrecht erhalten, und unverletzlich befolget werden soll„. Ludwig XIV oder vielmehr sein Staatsrath, und die Mutterregentin sprechen in eben diesem Tone in der Deklaration vom 8ten Julius 1643. Und doch ward dieses gerechte, dem ganzen Staate heilsame und von drey Königen für unwiederruflich erklärte Edikt nach 87 Jahren, im Oktober 1685 durch Ludwigs des Vierzehnten Revocationsedikt vernichtet, und einigen Millionen Bürgern von ihrem Könige öffentlich die schuldige Gerechtigkeit versagt. Die Entschuldigung „Ludwig war von dieser Sache übel unterrichtet„ ist in der That nichts weiter, als eine Sottise, welche man dem Publikum macht. Entschuldiget es den Bankerottirer, welcher in Sorglosigkeit und Lüstelen sein und anderer Vermögen durchgebracht hat, wenn man sagt „er war von den Angelegenheiten seiner Handlung übel unterrichtet? Oder war Ludwigs Unwissenheit in dieser Sache nicht eine muthwillige?

Man denke aber nicht, daß die Hugonotten in der Zwischenzeit von 1598 bis 1685 der Ruhe genossen haben. Schon während der Minderjährigkeit **Ludwigs XIII**, **Heinrichs IV** Nachfolgers, konnte der Kardinal **Perron** 1614 in der Versammlung der Stände sagen „ daß die den Ketzern bewilligten Edikte nur darum gegeben worden, um die Vollziehung der gegen sie gemachten Gesetze eine Zeitlang aufzuhalten; und daß sie nicht anders anzusehen wären, als eine Frist, welche man verurtheilten Missethätern gäbe, bis man Gelegenheit fände das Urtheil an ihnen zu vollstrecken. „ Und nach diesen Grundsätzen handelte der Hof, so oft er glaubte, dieses mit Sicherheit thun zu können. Man nöthigte die Reformirten mit Vorsatz zur Ergreifung der Waffen für ihre bürgerlichen Rechte, um sie als Rebellen bestraffen zu können. Der einzige Fehler, welchen sie sich zu Schulden kommen liessen, war dieser, daß sie einigemal das Interesse einiger Prinzen vom Geblüte mit dem ihrigen verwechselten und verfochten. Aber dieses thaten die ächtesten Katholiken auch. Der Staatskörper war zu sehr zerrüttet, als daß man immer die Sachen der Religion von den blos politischen hätte unterscheiden können. An der Spitze eines Kriegsheeres raubt der Herzog von **Epernon** den Reformirten in **Bearn** *) ihre

*) Die Vicomté Bearn kam mit Navarra zugleich an die Krone. Der Hauptort ist Pau, und gegen Ende des

ihre Kirchengüter, und führt mit Gewalt die Uebung der katholischen Religion ein. Der Kardinal Richelieu sieht die Reformirten, welche Rochelle zu ihren Verbindungsort gewählt hatten, als einen unduldbaren Staat im Staate an. Die Herzoge von Soubise und Rohan misbrauchen das gegründete Mistrauen der Reformirten, einen Theil derselben zu einen Bündniß mit England zu bereden. Richelieu greift ihren Hauptort Rochelle an; Misverständnisse vereiteln die Unternehmungen einer englischen Hülfsflotte; ein Damm in der Länge von 7400 Fuß sperrt den Hafen, und Rochelle, wo eine entsetzliche Hungersnoth über 15000 Menschen aufgerieben hatte, öffnet den 28sten Oktober 1628 seine Thore. Damit stürzt die Vormauer und das Bollwerk der Reformirten ein. Aber Richelieu verfolgt sie nicht weiter, und läßt ihnen freie Religionsübung. Entweder sah er die Sache der Reformirten mit einem Auge an, welches durch Fanaticismus nicht geblendet war; oder die mit verschiedenen protestantischen Fürsten gegen das Hauß Oesterreich geschlossenen Verbindungen nöthigten ihn darzu. Die innern Unruhen in Frankreich dauerten fort. Aber die Reformirten nahmen weiter keinen Antheil, als zum Besten des Königes. Ludwig XIII giebt ihnen selbst das Zeugniß in der Deklaration

des 17ten Jahrhunderts lebten in der ganzen Landschaft an 200000 Menschen.

ration vom 23 August 1632. „Die Städte der Protestanten, sagt er, haben sich allen Versuchungen zur Empörung als treue Unterthanen widersetzt, und er habe alle Ursache, mit ihnen zufrieden zu seyn.„ Diesen Ruhm verdienten sie auch bey den bürgerlichen Kriege, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten. In der Deklaration vom 21 May 1652 sagt der König „sie hätten ihm unzweifelbare Beweise von ihrer Zuneigung und Treue gegeben„ Drey Jahre nachher schreibt dieser König in einem Briefe nach England „ich habe Ursache, ihr Treue und Eifer in meinem Dienste zu rühmen. Sie versäumen keine Gelegenheit, mir Beweise davon zu geben, und mehr, als man von ihnen vermuthen sollte. In allen Fällen suchen sie das Beste meiner Angelegenheiten zu befördern„ In einen andern Briefe an den Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm vom 6 December 1666 sagt er „ich sorge dafür, daß man sie bey den ihnen verliehenen Privilegien erhalte, und daß man sie, wie meine übrigen Unterthanen behandle. Darzu bin ich verbunden Kraft meines gegebenen königlichen Worts. Dieses ist die Regel, welche ich mir selbst vorschreibe, um sowohl die Gerechtigkeiten zu beobachten, als meine Zufriedenheit über ihren Gehorsam und Diensteifer, so sie seit der letzten Pacification 1629 bewiesen, wie auch meine Erkenntlichkeit gegen die Proben zu bezeugen, welche ich von ihrer Treue erhalten habe; vorzüglich unter

den

den letzten Empörungen, da sie zu meinem Dienste die Waffen ergriffen, und sich bösen Absichten eben so muthig, als glücklich widersetzet haben, welche ein aufrührischer Haufe in meinen Staaten wieder meine landesherrliche Autorität gefaßt hatte.„ Und dieser König, der mehrmals so eine Sprache geführet; der die willige Ausübung der Unterthanenpflicht an den Reformirten durch Thatsachen erprobt hatte und öffentlich rühmte; ließ nach geschlossenem pyrenäischen Frieden 1659, und der damit verbundenen Vermählung mit einer spanischen Prinzeßin, diese seine treuen Unterthanen unter den nichtigsten Vorwänden verfolgen. Erst nahm man ihnen einen Theil ihrer Kirchen, als solche, welche sie vor dem Edikt von Nantes nicht besessen hätten. Dann drückte man sie mit ungerechten Kriminalprocessen, indem man sie wegen Handlungen und Worte seit zwanzig Jahren her gerichtlich zu verfolgen erlaubte. Diese Verfolgung betraf vornämlich die Prediger. Priester, Mönche und Missionarien hörten ihren Predigten zu, und verdrehten ihre Worte, um sie des Aufruhrs zu beschuldigen. Denn so bald ein Prediger von Egypten, vom Pharao, von den Israeliten, von Gottlosen und Frommen gesprochen hatte, so sagten diese Laurer, daß sie unter Egypten und unter den Gottlosen die Katholiken, und unter den Israeliten die so genannten Protestanten verstanden hätten. Und solche Aussagen waren

hinlänglich, sie in die Gefängnisse zu bringen. Bald gieng man weiter. Man benahm ihnen die Mittel, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, und durch ihre Wohlhabenheit den Staat wohlhabender zu machen. Man erschwerte ihnen die Meisterschaft bey den Handwerken. Eine königliche Declaration von 1680 erkannte sie für unfähig aller Arten von Bedienungen, so wohl in Ansehung der Pachtungen, als Finanzen, von der grösten bis zu den kleinsten, selbst die Schreiber und Gerichtsdiener nicht ausgenommen. Man erklärte sie für untüchtig zu allen Verrichtungen bey den Posten, bey den öffentlichen Landkutschen, zum Botschaftgehen, und andern dergleichen Dingen. Im Jahre 1681 wurden im ganzen Königreiche alle reformirte Notarien, Advokaten, Thürsteher und Gerichtsdiener abgesetzt. Ein Jahr nachher musten alle Bediente der Großen, der Edelleute und Oberrichter verabschiedet werden. Endlich trieb man die Untersagung aller ehrlichen Arten sein Brod zu verdienen so weit, daß man a la Pharao auch keine reformirten Wehemütter weiter leiden wollte. Nun folgte eine Ungerechtigkeit auf die andere. Ein Arrett des Staatsraths befreite alle Neubekehrten auf drey Jahre von der Verbindlichkeit, ihre Schulden zu bezahlen. Dieses traf gröstentheils die vorigen Glaubensbrüder dieser Menschen, welche, da sie weiter nichts zu verkaufen hatten, ihre Religion verkauften. Man

befreite

befreite sie zugleich von allen Schulden, welche sie ehedem gemeinschaftlich mit ihren Brüdern gemacht hatten. Ein anderer königlicher Befehl verbot die Veräusserung des Vermögens — ein abscheulicher Eingriff in das Recht des Privateigenthums, welcher allein schon die Kraft hatte, alle Verbindungen zwischen König und Unterthanen zu zerreissen — und die Entfernung aus dem Königreiche. Die Intendanten der Provinzen erhielten Befehl, die Steuren der Neubekehrten auf ihre vorigen Mitbrüder zu legen; und diese noch durch andere Auflagen, welche man taxes d'office nannte, mürbe zu machen. Es ist beynahe unglaublich, wie weit diese Härte getrieben ward. Wer z. B. vorher in dem Steuerregister mit vierzig oder funfzig Livres angesetzt war, der wurde durch diese Auflage auf sieben bis acht hundert Livres angesetzt. Ein Edikt von 1682 befahl: daß alle uneheliche Kinder beyderley Geschlechtes, von welchem Alter und Stande sie wären, in der katholischen Religion unterrichtet und erzogen werden sollten. Schon vorher war die Verordnung da, „daß die Kinder in einem Alter von sieben Jahren die reformirte Religion abschwören, und die katholische annehmen könnten; weil in dem Edikt von Nantes nicht ausdrücklich gesagt worden, daß sie bis zu diesem Alter unter der Gewalt ihrer Eltern seyn sollten„ — eine Ungereimtheit, welche nur **Ludwig der Große** sagen konnte — Durch andere Befehle ward den Reformirten untersagt, ihren

ihren Kindern in ihren Schulen etwas anderes lehren zu lassen, als Lesen, Schreiben und Rechnen — das Nämliche gebot unter den römischen Kaisern Julian der Abtrünnige —; ihre Akademien zu Sedan, Saumur, Puilaurens und Die sollten geschlossen werden; das Singen der Psalmen in den Privathäußern ward untersagt! die Eltern genöthiget, ihren neubekehrten Kindern ein übergrosses Kostgeld zu bezahlen, und ihren unmündigen Kindern keine andere, als katholische Vormünder zu setzen ꝛc. Bey allen diesen Maaßregeln erklärte der König einmal über das andere, seine Absicht wäre gar nicht, die Kraft des unwiederruflichen Edikts von Nantes zu schwächen; sondern er wolle es nur in einem und dem andern Punkte näher untersuchen und erklären lassen. Zum Schein mißbilligte er auch öffentlich das Verfahren einiger Intendanten in den Provinzen, welche aber doch nicht gestraft wurden, und nicht gestraft werden konnten, weil sie königliche Befehle aufzeigen konnten. Endlich hörte die Vorstellung auf. Den 18ten Oktober 1685 ward das Wiederrufungsedikt publiciret, und den 22sten von dem Paramente zu Paris in seine Bücher einregistriret. Es besteht aus einer Vorrede und zwölf Artikeln. In der Vorrede erklärt der König, daß sein Großvater Heinrich IV, das Edikt von Nantes in keiner andern Absicht gegeben, und daß es sein Vater Ludewig XIII in keiner andern Absicht durch sein Edikt von

Nimes

Nimes bestätiget habe, als mit desto grösserm Nachdruck an der Vereinigung ihrer so genannten protestantischen Unterthanen mit der römischen Kirche zu arbeiten. Er selbst habe auch bey seiner Gelangung zur Krone diese Absicht gehabt, woran er aber durch die Kriege verhindert worden, die er mit den Feinden seines Staats zu führen gehabt. Allein, da er jetzo mit allen europäischen Mächten im Frieden lebe, so habe er alle seine Sorge und Fleiß angewendet, diese Vereinigung glücklich zu Stande zu bringen. Gott habe ihm auch die Gnade erzeiget, und ihm dieses sein Vorhaben gelingen lassen. Weil nun der beste und größte Theil seiner Unterthanen von der gedachten Religion die katholische angenommen hätte; so wären die Edikte von Nantes und Nimes und andere nachhergegebene, ganz und gar unnütz. Im ersten Artikel unterdrückt und wiederruft er dieselben in ihrem ganzen Umfange, und befiehlt, daß alle Kirchen, die sich noch in seinem Königreich befänden, unverzüglich niedergerissen und der Erde gleich gemachet werden sollen. In dem II. verbietet er alle Versammlungen zur Uebung gedachter Religion, unter was für Vorwand solches auch geschehe. Der III. untersaget auch allen Herren, von was für Stande sie nur seyn mögen, diese Religionsübung, unter der Strafe, daß sowol ihre Personen als ihre Güter eingezogen werden sollen. Der IV. verbannet alle Prediger aus seinem Königreiche, und aus denen unter seiner Botmäßigkeit

sigkeit stehenden Ländern, und befiehlet ihnen an, unter Strafe der Galeeren, dieselben in einer Zeit von funfzehn Tagen nach der Bekanntmachung dieses Edikts, zu räumen. In dem V. und VI. verspricht er den Predigern und ihren Wittwen, so sich bekehren würden, Belohnungen und Vortheile. In dem VII. und VIII. verbietet er den Unterricht der Kinder in der so genannten protestanischen Religion, und verordnet, daß die, so geboren werden, in Zukunft in der katholischen Religion getauft und erzogen werden sollen. Er befiehlet auch den Vätern und Müttern, dieselben unter einer Geldstrafe von fünfhundert Livres in die Kirchen zu schicken. Im IX. wird denen, die sich schon aus dem Königreiche begeben, eine Frist von vier Monaten bestimmt, in welcher sie dahin zurückkommen können; nach Verlauf dieser Zeit aber sollen ihre Güter konfisciret werden. Der X. verbietet nochmals allen seinen Unterthanen, ihren Weibern nnd Kindern von gedachter Religion, sich aus dem Königreiche zu begeben, und ihre Effekten aus demselben wegzuschaffen, unter Galeerenstrafe für die Männer, und unter der Strafe der Einziehung so wohl ihrer Güter, als Personen für die Weiber. Der XI. bestätiget die vorher schon bekannt gemachten Erklärungen wider die Zurückgefallenen. Der XII. und letzte erkläret, daß seine andern Unterthanen von gedachter Religion, in Erwartung, daß sie Gott erleuchten werde, in den Städten seines Königreichs, und in den unter seiner

ner Botmässigkeit stehenden Ländern bleiben, ihr Gewerbe daselbst fortsetzen, und ihre Güter allda geniessen könnten; daß sie unter dem Vorwand gedachter Religion weder beunruhiget noch verhindert werden solten; doch mit der Bedingung, weder freie Religionsübung noch andere Versammlungen, unter was für Vorwand, zu beten oder Gott zu dienen, dasselbe auch geschehen möge, zu haben.

Man sagt zur Entschuldigung Ludewig XIV bey dieser fluchwürdigen That, welche allein den Beynamen des Großen ihm hätte rauben müssen — wenn er ihn anders je durch trügliche Intriguen, durch ungerechte Kriege, durch Pauperation seiner Unterthanen und durch Schuldenmachen hat verdienen können — daß man ihm ein grosses Namenverzeichniß der Neubekehrten vorgelegt hätte, mit dem Zusatze, die übrigen Reformirten machten eine klein unbeträchtliche Zahl aus. Und diese zu bekehren sey weiter nichts nöthig, als ein königliches Schreckwort. Er wäre auch nie von den Grausamkeiten bey der Vollziehung seines Edikts gehörig unterrichtet worden. Wer ihn aber auf diese Art zu entschuldigen glaubt, sezt ihn durch diese Entschuldigung unmittelbar zû den schwachen Königen herunter. Und in der That hat er sich auch in mehrern Dingen, wie seine großen Minister und Feldherren nicht mehr lebten, äusserst schwach gezeigt.

Um

Um die Richtigkeit des 12ten Artikels in dem Wiederrufungsedikte recht deutlich zu machen, folgte eine tyrannische Verordnung auf die andere. Man gebot den Eltern bey grosser Geldstrafe, ihre Taufen und Trauungen von katholischen Priestern vollziehen zu lassen *); ihre Kinder in die katholischen Schulen zu schicken; oder man nahm sie ihnen gerade zu weg, steckte sie in die Klöster, und ließ sie dafür schweres Kostgeld bezahlen. Man verbot den Aerzten, einem Kranken den zweiten Besuch zu geben, wenn dieser seine Religion nicht abschwören wolle. Man nahm ihnen das Recht, ihr Vermögen zu veräussern, und darüber nach ihren Tode zu disponiren; man erklärte die Ehen, welche ein reformirter Priester eingesegnet, für ungültig, und die aus ihr erzeugten Kinder für Bastarte. Um endlich keine Abscheulichkeit ungethan zu lassen, gebot eine königliche Verordnung vom May 1686 „daß die Kranken, welche das Sakrament nicht nehmen wollten, wenn sie geneseten, zu den Galeeren verdammt seyn sollten; und daß, wenn sie stürben, ihre Körper von dem Schinder auf den Schindanger geworfen werden sollten. Dieser Verordnung gemäß wurden viele unmensch-

liche

*) Da die Katholiken die Ehe als Sakrament ansehen: so nahm man die Trauung der Reformirten in den katholischen Kirchen als einen verbindenden Uebergang zu ihrer Lehre an.

liche Executionen vorgenommen, welche auch nicht eher eingestellt worden, bis die katholischen Pfarrer darum Ansuchung thaten, welche lieber die Begräbnißgebühren selbst geniessen, als den Henkerknechten überlassen wollten.

Unter solchen Verordnungen zogen Dragoner und Geistliche aus, das Evangelium zu predigen. Räuber und Mörder mengten sich ein, weil diese Apostel zu jeder Art von Schandthaten privilegirt waren. Es ist unmöglich, alle Greuel zu beschreiben, welche die Reformirten dulden musten. Ich will nur einige angeben. Den Soldaten, welche mit den Pfaffen an ihrer Spitze bekehren sollten, war jede Grausamkeit erlaubt, ausgenommen die gelindeste, mit einemmal zu tödten. Sie liessen ihre Wirthe, auf deren Kosten sie zechten und schwelgten, so lange tanzen, bis sie ohnmächtig hinsanken; man goß ihnen wider ihren Willen berauschende Getränke ein, und behauptete dann, sie hätten während dieser Sinnlosigkeit ihren Glauben abgeschworen. Einigen band man unter die Nase einen Strick, den man hinter dem Kopfe zuband, und hieng sie so an Balken, daß der zarteste Theil ihres Gesichts die Schwere des ganzen Körpers tragen muste. Andern band man die großen Zehen mit feinen Stricken, knüpfte sie hinterwärts mit den Daumen oder der Hand zusammen, und zog sie so fest zusammen, daß die Stricke im Fleisch einschnitten und versteckt blieben. Hierauf umwand man

Füsse und Hände mit einem grössern Stricke und indem sie denselben über einen Balken oder eine Rolle aufzogen, wipten sie den Unglücklichen, oft so lange, als das Seil es aushielt. Einem Bauer zog man Stiefeln an, welche mit Fett angefüllet waren, und welche man so lange an einem Feuer heiß machte, bis ihn der Schmerz aller seiner Kräfte beraubte. Einen andern band man auf eine entsetzliche Art zusammen, umwand seine Finger, stach Nadeln unter die Nägel, zündete in seinen Ohren Pulver an, durchbohrte ihm an vielen Orten das dicke Fleisch, und goß in die Wunden Essig und Salz. Einem andern ließ man dreißig Gläser Wasser hinter einander austrinken, und alsdann Talg von einem brennenden Lichte in die Augen tröpfeln, bis er starb. Frauenzimmer stellte man Tage lang nackend auf die Strassen; man schändete sie, und zerstach ihnen dann mit Bajonnets die Brüste und das Gesicht. Man band Tage lang Mütter an die Bettpfosten, und ihnen gegenüber ihre säugenden Kinder, um sie durch dieses zwiefache Leiden zur Abschwöruug ihrer Religion zu bringen. Andere quälte man durch erzwungenes Wachen so lange, bis sie ihren Verstand verloren. Alle Versammlungen zum Beten, so wie die Verlassung des Königreichs, wurden bey Galeerenstrafe, welche weit härter ist, als der Todt, untersagt. Alle Ausgänge aus dem Reiche wurden mit Truppen besetzt; alle Gefängnisse mit unglücklichen Flüchtlingen angefüllt. Und doch

sah

sah man bey den Verfolgten keine gemeinsamen Bewegungen zur Abwehrung dieser Tyranney. Sie gaben ihr Vermögen, ihre Kinder, ihre Freyheit und Leben hin, zu einer Zeit, wo sie, ohne Rebellen zu seyn, die Waffen hätten ergreifen können! und sie waren doch stark genug, sich vertheidigen zu können. Sie blieben treu, als nach Ludwigs XIV Tode, 1715, während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Spanien an innern Empörungen arbeitete. Die kurze Ruhe, welche man ihnen gönnte, hörte wieder auf, mit dem Tode dieses Herzogs. Ludwig XV — oder vielmehr seine Minister, denn er selbst war kaum 14 Jahre alt — gab eines der härtesten Edikte heraus den 12ten May 1724. Die vornehmsten Punkte in demselben sind diese: 1. Es soll in Frankreich keine andere Religion als die römisch-katholische geduldet, und daher auch keine davon unterschiedene gottesdienstliche Versammlung gestattet, und die Kontravenienten mit Galeerenstrafe, Konfiskation der Güter und Lebensstrafe beleget werden. 2. Die Prediger der Protestanten sollen ohne Umstände am Leben gestrafet, diejenigen aber, die ihnen Schutz gewähren, durchhelfen, oder irgend einen Umgang mit ihnen haben, oder sie nicht der Obrigkeit anzeigen, mit Galeeren- oder Gefängnißstrafe anf die Zeit ihres Lebens beleget werden. 3. Die Kinder der Protestanten sollen 24 Stunden nach ihrer Geburt von römischkatholischen Geistlichen getauft, und zu dem Ende den Wehmüttern

auferleget werden, die gebornen Kinder so gleich bey der Obrigkeit und Geistlichkeit anzuzeigen 4. Es soll durchaus nicht gestattet werden, daß Eltern ihre Kinder ausser dem Königreich erziehen lassen, wo sie nicht eine königliche Erlaubniß dazu haben, die aber keinem gegeben werden soll, von dem man nicht überzeugt ist, daß er ächt katholisch sey: wer dawider handelt, soll alle Jahre, so lange er seine Kinder auswärtig hat, 6000 Livres Geldstrafe erlegen, und diese Strafe von der Obrigkeit mit äusserster Strenge beygetrieben werden. 5. Dagegen sollen an allen Orten gut katholische Schulmeister und Schulmeisterinnen gehalten, und zu ihrem Unterhalt von den Einwohnern des Ortes für die Schulmeister 150 Livres, für die Schulmeisterinnen aber 100 Livres zusammen gebracht, und von den Bischöffen scharf darüber gehalten werden. Den protestanischen Eltern wird bey harter Strafe auferleget, ihre Kinder in diese Schule bis ins 14te, ja bis ins 20ste Jahr zu schicken, und wird den Dorfpfarrern anbefohlen, darüber mit äusserster Sorgfalt zu wachen, und den Bischöffen bey den Visitationen ein richtiges Verzeichniß derer, die diesem Befehl nachleben, oder entgegen handeln, zu übergeben; dergleichen Verzeichniß soll auch monatlich allen Obrigkeiten mit den Namen der Eltern, der Anzahl, Geschlecht und Alter ihrer Kinder, vorgeleget werden. 7. Wenn Protestanten krank werden: so sollen die Medici, Apotheker und Chirurgi den Pfarrern

davon

davon Nachricht ertheilen, damit sie diese gleich in ihre geistliche Verpflegung nehmen könnten; und sollen jene, wenn sie diese Anzeige nicht thun, oder die Domestiquen, wenn sie den katholischen Pfarrern den Zutritt versagen, hart gestrafet werden. 8. Diejenigen Kranken, die sich wegern, die Sakramente der Kirche anzunehmen, sollen wenn sie wieder gesund werden, mit Konfiskation ihrer Güter und mit dem Staupbesen, die aber, so bey solcher Weigerung sterben, an ihren Gütern und ehrlichen Namen gestrafet werden. Dabey denn 9. von dieser Weigerung das Zeugniß des Pfarrers oder seines Vicarii allein gültig seyn soll, ohne daß die Obrigkeit des Ortes eine gerichtliche Untersuchung anstelle. 10. So sich jemand unterstehen würde, solchen kranken Protestanten mit einem ihrer Lehre gemässen Zuspruch und Trost beyzustehen, der soll an seinen Gütern bestrafet, zu den Galeeren, oder zu ewiger Gefangenschaft verdammet werden. 11. Es soll keiner zu irgend einer Bedienung oder Ehrenamte, weder bey Hofe noch bey sonst einem Kollegio und Gerichte gelassen werden, wenn er nicht von dem katholischen Pfarrer oder dessen Vicario ein Zeugniß hat, daß er ächt katholisch sey. 12. So soll auch keinem Mediko, Apotheker, Chirurgo, Wehmutter, ja auch keinem Buchdrucker und Buchhändler verstattet werden, seine Profession zu treiben, wo er nicht auch ein solches Zeugniß hat, daß er katholisch ist. 13. In Ansehung der Ver-

ehlichung der Protestanten, soll es bey dem bleiben, was 1697 verordnet worden, und die Kinder solcher Eltern, die aus dem Königreiche entwichen, sollen nicht gehalten seyn, zu ihrer Verehlichung die Einwilligung ihrer Eltern zu suchen.

Man glaube nicht, daß in unsern jetzigen Zeiten diese Verfolgungen aufgehört haben. In den Jahren von 1740 bis 1750 sind mehrere reformirte Prediger gehängt worden, weil sie ihr Amt gethan hatten. In den Jahren 1750 und 1751 verdammte das Parlament zu Grenoble über hundert Männer zu den Galeeren, und die Weiber zur Zuchthaußarbeit, deren Verbrechen kein anderes war, als daß sie sich von ihren Predigern hatten trauen lassen. Noch gegenwärtig sind alle Ehen der Reformirten dem Gesetze nach ungültig, und die daraus erzeugten Kinder Bastarde, und aller bürgerlichen Rechte beraubt, wenn die Einsegnung nicht von katholischen Priestern geschehen ist. Jeder Neubekehrte hat es also in seiner Gewalt, sein Geschwister oder andere Verwandten, durch die Beschuldigung unehlicher Geburt um ihr Vermögen zu bringen. Die harten Gesetze gegen die Reformirten sind nicht aufgehoben, sondern suspendirt *). Mithin haben die Reformirten bis itzt noch

*) Von den Schritten, welche zur Wiederherstellung des Edikts von Nantes geschehen sind, findet man Nachricht in Wheckerlins Chronologen.

noch keine, durch die Gesetze gesicherten, bürgerlichen Rechte. Und erhalten sie diese Sicherung auch: kann nicht ein zweiter Ludwig XIV sie wiederrufen? doch Nein! dieses wird nicht geschehen! Frankreich hat durch diesen Schritt des großen Ludwigs gegen eine Million arbeitsamer Menschen verloren. Diese Wunde ist zu wenig geheilet, um an eine zwote Operation zu denken. Und dann — läßt man sich auch itzt des Glaubens wegen nicht mehr so sans façon operiren.

VII.

Wolodimir des Großen *) Bekehrung zur griechischen Kirche

Im Jahre der Welt 6494 (nach der christlichen Jahrrechnung 986) kamen die Bolgaren **) vom muhammedanischen Glauben, und sagten „ob du gleich ein kluger und weiser Fürst bist, so weißt du doch das Gesetz, oder die Religion nicht. Glaube an unsere Religion, und verehre den Mohammed.„ Wolodimir antwor-

*) Russischer Grosfürst seit 987 bis 1015, nach dessen Tode sein Staat getheilt ward.

**) Die alten Bulgaren wohnten in der kasanschen Provinz. Nachher zogen sie an den Don und an die Donau, über welche sie 679 giengen.

wortete „worinnen bestehet eure Religion?„ Wir glauben an Gott; Mohammed aber lehret uns, laß dich beschneiden; iß nicht von Schweinen, und trinke keinen Wein. Nach dem Tode aber vergnüge dich mit dem Frauenzimmer. Denn er wird einem jeden 70 schöne Weiber vorführen, wovon er sich eine auslesen kann, und in dieser einzigen wird er alle Schönheit vereinigen, und sie ihm zum Weibe geben. Wer aber arm in dieser Welt, wird auch arm in jener seyn„ Wolodimir hörte sie an, weil er selbst die Weiber liebte; aber dieses gefiel ihm nicht, daß man sich beschneiden lassen *), kein Schweinefleisch essen, und keinen Wein trinken sollte. „Den Russen, sagt er, ist das Trinken ein Vergnügen; wir können ohne Trinken nicht seyn.„ Hierauf kamen die Teutschen aus Rom, und sagten: „der Pabst schickt uns, und läßt dir sagen: dein Land ist so, wie das unsere, aber eure Religion ist nicht die unsere. Unsere Religion ist das Licht; wir verehren Gott, welcher den Himmel, und die Erde, und die Sterne und den Mond und jede lebendige Kreatur erschaffen hat. Eure Götter aber sind Holz. „Und Wolodimir antwortete, worinn besteht euer Gesetz?„ Wir faßten, so viel wir können; wenn aber einer ißt und trinkt, so thut er dieses zur

*) Die Beschneidung ist eine in dem Oriente nothwendige Einrichtung, zur Verhütung mancherley Krankheiten.

zur Ehre Gottes, wie unser Lehrmeister Paulus sagt.„ Gehet, sagte Wolodimir, nach Hauße, weil unsere Vorfahren dieses nicht angenommen haben.„ Als dieses die Juden hörten, kamen sie auch, und sagten „wir haben gehört, daß die Bolgaren und Christen zu dir gekommen sind, und ihren Glauben dich haben lehren wollen. Die Christen glauben an den, der von uns gekreutziget worden; wir aber glauben an einen einigen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs„ Wolodimir fragte, worinn besteht euer Gesetz? „daß wir uns beschneiden lassen; kein Schweinefleisch noch Hasen essen, und den Sonnabend heilig halten„— wo ist euer Land gelegen? — da wo Jerusalem liegt — wo ist dieses? — Gott war über unsere Vorfahren erzürnt, und zerstreuete uns wegen unserer Sünde in allen Gegenden, und unser Land ward den Christen zu Theil — Nun, wie könnt ihr andere lehren, da ihr selbst von Gott verworfen und zerstreuet seyd? wenn Gott euch und euer Gesetz liebte, so würdet ihr nicht in fremde Länder zerstreuet seyn. Ihr wollt vielleicht, daß uns eben dieses wiederfahren soll.„ Hierauf schickten die Griechen *) einen Philosophen an Wolodimir, und sagten „wir haben gehört, daß die Bolgaren gekommen sind, dich zu ihren Glauben zu bereden. Ihre Religion aber ist vor Himmel und Erde schändlich. Sie sind

L 5 mehr

*) Aus Konstantinopel.

mehr, als andere Menschen verflucht; sie sind gleich denen zu Sodoma und Gomorrha, auf welche feurige Steine vom Himmel regneten, und sie in den Abgrund versenkten. Eben ein so fürchterlicher Tag wartet auf sie, wann Gott vom Himmel auf die Erde kommen wird zum Gerichte, und alle zu verderben, welche so schändlich und gottlos leben„ Wolodimir spukte auf die Erde und sagte: das sind schändliche Leute! Der Philosoph fuhr fort „wir haben auch gehört, daß welche aus Rom gekommen, ihren Glauben euch zu lehren. Ihre Religion ist wenig von der unsern unterschieden. Sie halten Messe mit ungesäuertem Brode, welches man Oblaten nennt, welches aber Gott nicht befohlen hat. Sondern er hat befohlen, sich bey der Messe gesäuerten Brodts zu bedienen, und hat den Aposteln Brod gegeben, mit den Worten: dieses ist mein Leib, welcher für euch dahin gegeben ist. Desgleichen hat er auch den Kelch genommen, und gesagt: dieses ist mein Blut des neuen Testaments. Diese aber thun dieses nicht, und sind also nicht von der wahren Religion.„ Wolodimir aber sagte „es sind die Juden bey mir gewesen, und haben gesagt: Die Teutschen und Griechen glauben an den, welchen wir gekreutziget haben. — Es ist wahr, sagte der Philosoph, daß wir an denselben glauben. Denn dieses haben die Propheten vorher gesagt, daß Gott würde gebohren, gekreutziget und begraben werden, und am dritten Tage wieder auferstehen,

hen, und gen Himmel fahren. Sie aber tödteten diese Propheten. Als aber ihre Prophezeiung erfüllt war, so gab er ihnen 46 Jahre Zeit zur Buße. Aber sie thaten keine Buße. Und er schickte die Römer wider sie, und verheerete ihre Stadt. Zerstreut sind sie in alle Welt und dienstbar — Warum kam Gott vom Himmel, und litt solche Plagen? — Da fieng der Philosoph an, alle Thaten Gottes, vom Anfange, bis zur siebenten allgemeinen Kirchenversammlung zu erzählen, und von dem wahren Glauben und der künftigen Belohnung der Frommen, und Bestrafung der Gottlosen zu reden. Und indem er so sprach, zeigte er dem Wolodimir eine Tafel, auf welcher das jüngste Gericht abgemahlet war, und zeigte ihm zur Rechten die Frommen, welche mit Freudigkeit in das Paradieß, zur Linken aber die Sünder, welche zur Peinigung giengen. Wolodimir seufzte, und sagte „Heil denen zur rechten Hand! Wehe den Sündern zur Linken!„ Jener aber sagte „wenn du bey den Gerechten zur Rechten stehen willst, so laß dich taufen„ Wolodimir nahm es zu Herzen und sagte „ich werde noch etwas warten.„

Im Jahre 6495 (987) ließ Wolodimir seine Boiaren *) und die Aeltesten der Stadt zu sich kommen. „Sehet, sprach er zu ihnen, die Bolgaren, Teutschen und Juden

*) Boiar war ursprünglich der Name derjenigen, welche große Landgüter erblich, obgleich zu Lehen besaßen.

Juden sind zu mir gekommen, und haben gesagt: nimm unsern Glauben an. Zuletzt kamen die Griechen, welche alle Religionen tadelten, ihre eigene aber lobten, und vieles erzählten, was sich von Anbeginn der Welt zugetragen. Ihre Rede war sehr vernünftig, und ein jeder hörte sie mit Vergnügen und Bewunderung. Sie berichteten, es würde eine andere Welt kommen, und wer ihres Glaubens, würde nach dem Tode wieder auferstehen und in Ewigkeit nicht sterben. Wer aber eines andern Glaubens, der sollte in jener Welt im Feuer brennen. Was meint ihr nun?„ Die Bojaren und Aeltesten sagten: „Du weißt, Fürst, daß Niemand das Seinige tadelt, sondern lobet; willst du die Wahrheit erkennen, so sende tüchtige Männer, eines jeden seinen Glauben, und die Art, wie er Gott dient, zu prüfen„ Diese Rede war dem Fürsten und allen klugen Leuten angenehm. Und er wählete nachdenkende Leute, an der Zahl zehen, und sagte „Gehet zuerst zu den Bolgaren, nnd forscht nach ihren Glauben„. Sie giengen, und als sie allerley schändliche Dinge von ihnen gesehen hatten, und daß sie mit bedeckten Haupte beteten, giengen sie weiter zu den Teutschen, und von da nach Zaragard (Konstantinopel). Als der Kaiser die Ursache ihrer Ankunft hörete, freute er sich sehr, und erwieß ihnen große Ehre. Des Morgens aber schickte er zu den Patriarchen und ließ ihm sagen: die Russen sind gekommen, nach unsern Glauben zu forschen; bereite daher alles in der

Kirche

Kirche und auf dem Chore, und du selbst ziehe den bischöflichen Schmuck an, damit sie die Herrlichkeit unsres Gottes sehen„. Der Patriarch ließ die Klerisey zusammen kommen, stellte Gottesdienst an, wie bey Festen gewöhnlich ist, zündete die Rauchfässer an, und ließ Loblieder und Gesänge anstimmen. Man begleitete die Gesandten in die Kirche, stellte sie an einen bequemen Ort, zeigte ihnen alle Schönheiten der Kirche, und die Gesänge, und den bischöflichen Schmuck, und die Diakonen, wie sie hervortraten, und ihre Gebete zu Gott verrichteten. Sie aber wurden darob entzückt, und geriethen ganz ausser sich, und lobten ihren Gottesdienst. Mit vielen Geschenken und Ehrenbezeugungen kehrten sie in ihr Land zurück. Wolodimir ließ seine Boiaren und Aeltesten versammlen, und die Gesandten sagten „ wir giengen zu den Bolgaren, und sahen, wie sie in ihren Tempeln ihren Gottesdienst verrichteten, und mit bedecktem Haupte und ohne Gürtel beteten. Nachdem sie eine Verbeugung gemacht, setzen sie sich, und sehen hier und da herum, als Unsinnige; und es ist kein Vergnügen bey ihnen, sondern Unlust und gewaltiger Gestank, und ihre Religion ist nicht hübsch. Wir giengen auch zu den Teutschen, und sahen, wie sie ihre Andacht verrichteten; allein wir merkten da weder Zierrath noch Schönheit. Endlich kamen wir zu den Griechen. Man führte uns

dahin,

dahin, wo sie ihrem Gott dienen, und wir wusten nicht, ob wir im Himmel wären, denn auf Erden ist nicht solche Schönheit und Pracht zu finden. So viel aber wissen wir, daß Gott bey ihnen gegenwärtig ist, und daß ihr Gottesdienst aller Länder ihren übertrift. Wir können diese Schönheit nicht vergessen. Ein jeder, der etwas süsses geschmeckt hat, wird hernach nichts bittres nehmen. Also wollen wir auch hier nicht bleiben.„ Die Boiaren antworteten: „wenn die Griechische Religion schlecht wäre, so würde sie deine Grosmutter Olga nicht angenommen haben, welche die weiseste unter allen Menschen war„ Wolodimir fragte „wo wollen wir uns taufen lassen?„ Sie aber sagten „wo es dir beliebt.„

* * *

Elisabeth.

Wie Lady Leycester für ihren unglücklichen Sohn, den Grafen von Essex, Gnade zu erlangen suchte, so schenkte sie der Königin ein kostbares Kleid, das über 500 Thaler werth war. Das Geschenk war ihr ganz angenehm; allein sie dachte nicht mehr an die Vergebung des Grafen. Man braucht sich nun nicht mehr über die ungeheure Menge von Edelsteinen und Silbergeschirr, und über die vollgepfropfte Garderobe zu verwundern, welche die Königin hinterlassen haben soll.

Denn

Denn die Kargheit hatte eine solche Gewalt über die Königin, daß sie nicht einmal von einem abgelegten Kleide scheiden konnte, um einer ihrer Kammerfrauen ein Präsent damit zu machen *).

Politeße.

Als Gustav Adolph bey Lützen geblieben war **) ließ man zu Madrid den Tod dieses großen Königes zwölf Tage auf dem Schauplatze vorstellen, und der König von Spanien ***) wohnte mit seinem ganzen Hofe diesem unanständigen Schauspiele bey. Wer sich diesem Possenspiele entzog; ward für einen Menschen angesehen, welcher dem Oesterreichischen Hauße nicht wohl wolle. — Nicht minder artig schrieb Christina 1674 an den Grafen von Wassenau, einen natürlichen Sohn des Königs von Pohlen, Uladislaus VII, und Christinens Vetter von großväterlicher Seite, den sie ihrer häußlichen Angelegenheiten wegen nach Stockholm geschickt hatte: vous n'êtes pas fils du Roi Uladislas; il faut de nécessité, que vous soyez du Roi Casimir; vous êtes pour le moins *aussi bete*, que lui.„

Die

*) Aus Hurds moralischen und politischen Dialogen.

**) Den 6 Novemb. 1632.

***) Philipp IV.

* * *

Die Königin **Christina** erlaubte keinem Schweden, einen fremden Ritterorden anzunehmen, aus dem Grunde: „ihre Schaafe müsten von keiner fremden Hand gezeichnet seyn.„

* * *

Von England aus verbreitete sich kurz vor Ludwigs XIV Tode ein Gerüchte, er würde keine sechs Wochen mehr leben. **Ludwig**, ob er gleich sehr schwach war, hielt doch öffentliche Tafel. Er erblickt den englischen Gesandten, den Lord **Stair**; erinnert sich dieser Vorhersagung, und um das Ansehen zu haben, als sey seine Gesundheit besser, als sie war, nimmt er eine muntere Miene an, speißt mit vielem Appetit, und sagt darbey einigemal zu dem Duc de Bourbon „il me semble, que je ne mange pas mal pour un homme, qui devoit mourir si tôt. Allein eben dadurch, daß er von seiner Diät abwich, beschleunigte er seinen Tod, welcher einige Tage nachher erfolgte. Daher sagte man in England, „der alte Ludwig sey von einem Britten getödtet worden.„

* * *

Ludwig der Dreyzehnte erhielt den Beynamen des **Gerechten**, weil er in dem Zeichen der Waage gebohren war.

Karl

* * *

Karl der Neunte von Schweden forderte den König Christian IV von Dänemark wegen eines Einfalls in sein Gebieth den 12ten August 1611 zu einen Zweykampf. Christian bediente sich bey der Antwort folgender Ausdrücke, welche als ein Beytrag zu den Sitten des 17ten Jahrhunderts angesehen werden können „wir hätten uns keines solchen Schreibens von dir versehen; aber wir merken, daß die Hundstäge noch nicht vorbey sind, und mit aller Macht in dein Gehirn würken. — Was den Zweykampf anlanget, so kömt uns solches sehr lächerlich vor, weil wir wissen, daß du schon genug von Gott gestraft bist*), und daß es dir dienlicher seyn würde, hinter einem warmen Ofen zu bleiben, als mit uns zu fechten. Du bist vielmehr eines guten Arzts benöthiget, der dein Gehirn zurecht bringen kann, als uns in einem Zweykampfe zu begegnen. Du solltest dich schämen, du alter Narr, einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du hast solches vielleicht von alten Weibern gelernt, welche gewohnt sind, den Mund zu gebrauchen. Laß das Schreiben nur unterweges, weil du noch etwas anders thun kannst.„

Gustav

*) Der Schlag hatte ihn vorher gerührt.

* * *

Gustav Adolph, Schwedens größter König, verbot den Zweykamf bey Lebensstrafe. Zwey Officiers bekamen Streitigkeiten, und baten den Monarchen um besondere Erlaubniß, sich schlagen zu dürfen. „Gut, sagte Gustav mit Verbergung seines Unwillens, ich genehmige euer Gesuch; jedoch will ich selbst darbey seyn, damit alles ordentlich zugehe.„ Der König erschien zur bestimmten Zeit, und einige Fußvölker schlossen den Kreiß. Die beiden Kämpfer hatten schon die Hand an den Degen gelegt, als sie nahe bey sich einen Mann mit einem großen Schwerde erblickten. Voll Verwunderung sahen sie einander an. Um sie aus ihrer Unruhe zu reissen, ließ ihnen der König sagen, daß der Mann, den sie hier sähen, der Scharfrichter wäre. Er habe Befehl, so bald einer von ihnen auf dem Platze bleiben würde, dem andern nach dem Gesetze den Kopf abzuschlagen. Denn, setzte er hinzu, ich verlange Soldaten, und keine Klopfechter.„

* * *

Gustav Adolph setzte sich bey dem Uebermaße einer kriegerischen Hitze oft den größten Gefahren aus. Oxenstierna, sein Kanzler, widerrieth ihm einst eine allzu gefährliche Unternehmung. Mit Unwillen fiel ihm der König ein„ ihr seyd doch immer in allen euren Sachen gar zu kalt, und ihr hemmt mich in meinen Laufe.—

Es

Es ist wahr, antwortete Oxenstierna, ich bin es; allein wenn ich auch nicht zuweilen ein wenig Wasser in Ihr Feuer gösse, so wären Ewr. Majestät längst verbrannt„

* * *

Als Kaiser Karl V nach einer Rebellion in Spanien eine allgemeine Verzeihung mit Ausnahme einiger wenigen bekannt gemacht hatte, bringt ihm ein Mensch, in Erwartung einer großen Belohnung, die Nachricht, daß einer von diesen sich in der Nähe aufhielte. „Geht, sagt der Kaiser, geht lieber zu ihm, und sagt ihm, daß ich hier bin; er hat von mir weit mehr zu fürchten, als ich von ihm.„

* * *

Als in dem Kriege zwischen Kaiser Karl V und dem Könige von Frankreich Franz I der Duc de Bourbon in kaiserliche Dienste trat, und gegen seinen angebornen König in der Schlacht bey Pavia nur allzuglücklich gefochten hatte: wollte ihn in Madrid kein Großer in sein Hauß aufnehmen. Karl fordert dem Marquis von Villane seinen Pallast für ihn ab „ich kann, sagt dieser, Ewr. Majestät nichts abschlagen; allein ich muß Ihnen sagen, so bald Bourbon heraus gegangen seyn wird, werde ich selbst mein Hauß verbrennen. Denn wo der Meineid gewohnt hat, da kann kein ehrlicher Mann wohnen,„

* * *

Unter allen Ländern soll Neapel die zahlreichste Innung von Juristen haben. Und ein neapolitanischer Kavalier, wenn er sonst nichts zu thun hat, schließt sich ganz ernsthaft in sein Kabinet, durchsucht die alten Papiere seiner Familie, und sieht, ob er nicht irgend einen Proceß anfangen kann. Man erzählt, der Pabst Innocenz XI habe einen neapolitanischen Marquis ersucht, ihn mit 30000 Stück Schweinen zu versehen. Der Marquis habe ihm geantwortet: Schweine habe er selbst nicht überley; wenn aber Sr. Heiligkeit 30000 Rechtsgelehrte benöthiget wären, so könnte er damit aufwarten „.

* * *

Heinrichs des Vierten *) Sohn überließ sich mancherley Ausschweifungen. Einer seiner liederlichen Gesellschafter ward wegen eines Verbrechens, aller Gegenbemühungen des Prinzens unerachtet, zum Tode verurtheilt. Der Prinz ward darüber so aufgebracht, daß er nach den Richter auf seinem Richterstuhl schlug. Dieser Richter, Wilhelm Gascoigne hieß er, verhielt sich der Würde seines Amtes gemäß, und befahl: den Prinzen in das Gefängniß zu führen. Als dieser Vorfall dem Könige vorgetragen ward; konnte er sich nicht

*) Regierte seit 1399 bis 1413.

nicht enthalten, in dem ersten Gefühle von Freude auszurufen „glücklich ist der König, dessen Obrigkeit Muth genug hat, die Gesetze an einem solchen Uebertreter zu vollziehen; und noch glücklicher ist er, wenn er einen Sohn hat, der sich willig einer solchen Züchtigung unterwirft„.

* * *

Heinrich der Siebente *) von England untersagte dem hohen Adel, vielen hunderten ihrer Unterthanen, wie bisher gewöhnlich gewesen, Liverey zu geben, um sich ihrer zum Staat, und im Nothfall als Soldaten zu bedienen. Einige Zeit darauf speißt er bey dem Grafen von Oxford, welcher ihn mit aller Pracht bewirthet. Als der König sich weg begiebt, sieht er eine große Menge Leute, in reiche Livereyen gekleidet, ihm zu Ehren auf beyden Seiten hingestellt. „Wie Mylord, sagt der König, sind alle diese hübsche Kerls ihre Hausbediente?„ der Graf, der die Absicht des Königs nicht merkt, antwortet lächelnd, „nein, es sind nur Leute, welche ich in meinem Solde halte, um mir bey solchen Gelegenheiten Ehre zu machen.„ Der König stutzt ein wenig „Mylord, sagt er; ich danke Ihnen in allem Ernst für ihre gute Bewirthung: ich darf aber nicht leiden, daß die Gesetze übertreten werden. Mein Anwald muß

*) Regierte seit 1486 bis 1509.

muß mit Ihnen sprechen.„ Der Graf muste auch die durch das Gesetz bestimmte Geldstrafe bezahlen.

* * *

Anna Bullen, die Mutter der englischen Elisabeth, welche nebst mehrern das Unglück hatte, die Liebe ihres Gemahls, Heinrichs VIII zu ihr zu überleben, ward unschuldig zum Tode verdammt. Sie schrieb an den König „Sie haben mich aus dem Stande eines gemeinen Mädchens zu einer Lady, aus einer Lady zu einer Gräfin, aus einer Gräfin zu einer Königin erhoben, und aus einer Königin werde ich bald eine Heilige werden„. An den Morgen ihrer Hinrichtung *) ließ sie den Aufseher des Gefängnisses rufen „ich höre, sagte sie ihm, daß ich erst diesen Mittag sterben soll, und das ist mir leid! denn ich hofte, schon früher von diesem mühseligen Leben befreit zu seyn.„ Der Aufseher suchte sie zu trösten, indem er versicherte, der Schmerz würde sehr klein seyn.„ Ach, fiel sie ihm ein, ich habe gehört, der Scharfrichter sey sehr erfahren in seiner Kunst; und (setzt sie lächelnd hinzu, indem sie ihren Hals umspannte) ich habe nur einen kleinen Hals„.

* * *

Als bey dem großen Erdbeben, welches zwey Dritheile von Lissabon 1755 über den Haufen warf, des Mini-

*) Den 19 May 1536.

Ministers **Pombal** Pallast stehen blieb, glaubte der König, in diesem zufälligen Umstande einen Beweiß zu finden, daß sein Minister in vorzüglicher Gnade bey Gott stehe. Der Graf von **Obidos** aber machte die Anwendung von diesem Schlusse auf die öffentlichen Huren, weil die Straße, wo diese Unglücklichen wohnten, ebenfalls verschont worden war.

* * *

Der Minister **Pombal** ließ 1765 in Portugall die Unfehlbarkeit des Pabstes durch den Pater **Ferreira** öffentlich angreifen. Dieser Pater sollte seinen Satz in einer öffentlichen Disputation beweisen. An dem bestimmten Tage rührt ihn der Schlag und lähmt ihm die Zunge. Das Volk schreit **Wunder! Wunder!** Nein, sagt Pombal, das Wunder ist nicht vollkommen; denn die Hand, mit welcher er diesen Satz niedergeschrieben hat, ist nicht gelähmt worden „.

* * *

In dem kurzen Kriege zwischen Portugall und Spanien 1762 ward die portugisische Vestung **Almeyda** belagert. Der Commendant kapitulirte nach einem Verluste von einem Stallknechte, einem Schanzgräber und vier Pferden. Die Spanier fanden in der Vestung 96 Kanonen und eine frische gesunde Besatzung von 3600 Mann.

* * *

Der jetzt regierende König in Spanien, **Karl III** war in seiner Jugend ein Freund des schnellen Reitens und Fahrens. Oft brachen einige von seinen Begleitern den Hals. Dieses sah man so wenig für etwas ungewöhnliches an, daß man von ihnen zu sagen pflegte: „sie sind in des Königs Diensten gestorben„.

* * *

Als **Karl II**, ein Sohn des geköpften Königs von England **Karls I**, von seinem Bruder, dem katholischen Herzoge von **York** zu tyrannischen Maaßregeln aufgemuntert ward, gab ihm dieser zur Antwort: „ich bin zu alt, um noch einmal eine Reise ausser Landes zu thun; aber du kannst es thun, wenn du Lust hast„ *).

* * *

Jakob II König von England war der Proselytenmacherey sehr ergeben. Als er einen Versuch dieser Art mit dem Obristen **Kirk** machen wollte, gab ihm dieser zu Antwort: „Ewr. Majestät halten mir es zu Gnaden, ich bin auf dem Fall einer Religionsänderung schon versprochen; ich habe mich bey dem Mohammed schon engagiret„.

Man

*) Der Erfolg bewährte diese verdeckte Vorhersagung. Jakob muste landflüchtig werden, und seinen Thron im Stiche lassen.

* * *

Man hat in Holland eine Taxe, nach welcher für die im Dienste verwundeten Seeleute gesorgt ist, welche ihren Schaden auf einmal wollen vergütet haben *). Nach dieser werden bezahlt

für den Verlust		beider Augen	— 1500	holländ.	Guld. **)
—	—	eines Auges	— 1350	—	—
—	—	beider Arme	— 1500	—	—
—	—	des rechten Arms	— 450	—	—
—	—	des linken Arms	— 350	—	—
—	—	beider Hände	— 1200	—	—
—	—	der rechten Hand	— 350	—	—
—	—	linken Hand	— 300	—	—
—	—	beider Beine	— 700.	—	—

Sonst gilt jetzt im Ganzen ein Mensch weniger, als ein Pferd, wie man aus verschiedenen Subsidientraktaten teutscher Fürsten sehen kann.

* * *

Als **Waldmar III** *) wegen Beschatzung der Geistlichkeit von dem Pabste mit dem Banne bedrohet ward, schrieb ihm dieser: „König Waldemar entbietet

*) Sonst erhalten sie zeitlebens eine verhältnißmäßige Pension.

**) Ein holländischer Gulden beträgt 13 Gr. 4. Pf.

***) Regierte seit 1340 bis 1375.

dem Pabste seinen Gruß! wir haben das Leben von Gott; das Reich von dessen Einwohnern; unsere Güter von unsern Voreltern; unsern Glauben von euren Vorfahren. Diesen, wo ihr uns nicht zu Willen seyd, schicken wir euch hiermit zurück„.

* * *

Als Peter der Große 1698 die aufrührischen Strelitzen *) mit nothwendiger Härte strafte, hielt ihm der Patriarch das Bild der Mutter Gottes vor, um ihn dadurch zum Mitleiden und Begnadigung eines Theils der Missethäter zu bewegen. Der Kaiser sah ihn mit Entschlossenheit an, und sagte: „was willst du da mit dem Bilde? ist es deines Amtes, hierher zu kommen? geh, und stelle das Bild wieder dahin, wo du es weggenommen hast, und sey versichert, daß ich Gott fürchte, und die heilige Maria so sehr verehre, als du. Wisse aber auch, daß es meine Schuldigkeit ist, mein Volk zu schützen, ihre Sicherheit zu erhalten, und alle Verbrechen, welche sie stören, zu bestrafen„.

* * *

Als der dänische Missionar Hans Egede in Grönland sich lange bemüht hatte, einem Eingebornen das Daseyn eines Gottes begreiflich zu machen, antwortete dieser endlich: „nun! wenn ein Gott ist, so muß er ein Grönländer seyn.„

Als

*) Die alte russische Nationalmiliz.

* * *

Als **Karl XII** vor der unglücklichen Schlacht bey **Pultawa** *) die Russen rekognoscirte, und sich dabey einem heftigen Musketen Feuer aussetzte, sagte der General **Löwenhaupt**, der ihn begleitete, und dessen Pferd in die Lende geschossen ward: „ich bitte Ewr. Majestät um Gottes Willen, lassen Sie uns von hier reiten. Hier ist nichts zu thun; es regnet Kugeln, und mein Pferd ist schon verwundet„ der König antwortete ganz gelassen: „das schadet nichts; ihr bekommt wohl ein anderes Pferd„ Bald darauf ward der König am Fuße verwundet. Löwenhaupt warf ihm seine Unbiegsamkeit und Unvorsichtigkeit vor „es ist nur im Fuß, antwortete der König; die Kugel sitzt drinnen; ich will sie ausschneiden lassen, daß es eine Lust seyn soll„.

* * *

Als bey dem spanisch-portugieschen Kriege 1762 der Graf von **Schaumburg** Lippe nach Portugall kam, und von dem Generale über die portugiesischen Truppen, dem Grafen des Arcos zu Gaste gebeten ward: sah er hinter seinem Sessel einen Bedienten in Officirmontur. Er hörte, daß er Rittmeister war bey einem Küraßierregimente; stand auf und ließ ihn an der Tafel Platz nehmen, zwischen sich und den Grafen, dessen

Stolz

*) Den 28 Junius 1709.

Stolz dadurch sehr beleidiget zu seyn schien. In der Folge sah er mehrere in Dienste stehende Officiere hinten auf dem Wagen ihrer Obristen.

* * *

Als Eduard Clarke in den Jahren 1760 und 1761 in Spanien war, besuchte er das Schauspielhauß in Madrid, zu der Zeit, wo die Auto's oder geistliche Schauspiele gespielet werden. Ein Schauspieler erschien in einem Purpurrocke als Jesus Christus, und predigte das Evangelium den vier Theilen der Welt, welche an ihren Trachten kenntlich waren. So gleich wurden ihm die Augen verbunden; er ward mit Fäusten geschlagen, angespien, gebunden, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und genöthiget, sein Kreutz zu tragen. Dann fiel er auf die Knie, und rufte laut: „mein Vater! mein Vater! warum hast du mich verlassen!„ drauf lehnte er sich an die Wand, als ob er am Kreutze hienge, und spielte die Rolle des Sterbenden. Der Ausgang endlich war dieser. Eine Komödiantin näherte sich ihm, nahm ihm seine Dornenkrone und Purpurrock ab; worauf er seine Perruque wieder aufsetzte, sein Kleid anzog und ein Ballet mit tanzte. Nach dem Tanze hielt eine Schauspielerin eine Rede von der Natur und Absicht der Sakramente, und im letzten Auftritte erschien Christus wieder triumphirend auf einem Schiffe.

Wenn

* * *

Wenn die alten Russen etwas nicht begreifen konnten, pflegten sie sprüchwörtlich zu sagen: dieses kann Niemand wissen, ausser Gott und der Zar!

* * *

Als Peter der Große Narva 1704 mit Sturm eroberte, und seine Russen plünderten und mordeten, tödtete er viele mit eigner Hand. Die angesehensten Einwohner flohen auf das Rathhauß; Peter trat mit wildem Blick hinein, warf seinen blutigen Degen auf den Tisch, und sagte zu der zitternden Versammlung „ermannt euch; dieser Degen ist nicht mit dem Blute eurer Bürger, sondern mit dem Blute meiner Russen gefärbt, welche ich eurer Erhaltung aufgeopfert habe„.

VIII.

Gustav I. Wasa

Schwedens Retter.

Die Schweden, welche ein Land bewohnen, das sich zwischen Dänemark, Norwegen und Rußland in einer Krümme um den grösten Theil der Ostsee, in einer Länge von ungefähr dreyhundert, und einer Breite von zweyhundert und einige vierzig Meilen erstreckt, und in einem Umfange von 13500 teutschen Quad=

Quadratmeilen nur drittehalb Millionen Menschen nährt, wurden lange Zeit durch alle Uebel der anarchischen Lehnsverfassung gedrückt. Ihr Staat war in einer Ohnmacht, welche bis tief in das funfzehnte Jahrhundert hinein alle Staaten in Europa an ihrem Fortwuchs hinderte, und in dem Stande der Kindheit zurück hielt. Der König Gewalt, Gutes oder auch Böses zu thun, war durch den Adel und die Geistlichkeit gar sehr eingeschränkt. Jener that, was er wollte, und fand gegen verdiente Strafe mehrentheils Sicherheit in seinen befestigten Schlössern, und in den Waffen seiner Sklaven. Diese war im Besitz der einträglichsten Ländereyen, welche frommer Aberglaube und andere in unsern Zeiten nicht mehr erlaubte Mittel ihr verschaft hatten; sie schwelgte und, ohne sich um den Unterricht des Volkes zu bekümmern, tyrannisirte sie nicht minder, als der weltliche Adel. Das Volk war Sklav; arbeitete allein für seine Herren, oder ließ sich für sie todt schlagen. Die Absichten des Königs, des Adels und der Geistlichkeit musten einander nothwendig sehr oft durchkreutzen und in den Weg kommen. Konnte sie dann trügrische List nicht ausgleichen, so nahm man seine Zuflucht zur Entscheidung der Waffen. Daher beständige bürgerliche Kriege, und Schwächungen des Staats. Auf die Vortheile der Handlung, und auf die bessere Einrichtung des gegenseitigen Verkehrs dachte man wenig, und überhaupt fand keine Vereinigung aller Kräfte eines Staats zum gemeinsamen Be-

sten statt. Noch schlimmer waren die Völker dran, deren Krone nicht erblich, oder in einer Familie so erblich war, daß die Wahl des Volkes in so weit darbey galt, daß es den nächsten Abkömmling des regierenden Haußes zum Vortheile des entferntern ausschliessen konnte. Da vervielfältigten sich die bürgerlichen Kriege, und der Staat erhielt keine Festigkeit.

Und in diesem Falle befand sich Schweden. Durch stromweise vergossenes Blut seiner Bewohner bey den innern Zerrüttungen, an welchen die Nachbarn Antheil nahmen, so oft sie konnten; durch Hungersnoth und Pest hatte sich dieser Staat so entkräftet, daß ihn die einzige Hanseestadt Lübeck durch ihre Schiffe in Furcht und Schrecken setzen, und ihm Gesetze vorschreiben konnte. Dänemark entriß ihm bey diesen Umständen einige seiner schönsten Provinzen, und **Margaretha**, Königin von Dänemark und Norwegen vereinte es endlich, durch Ueberredung und Gewalt, mit diesen beiden Königreichen durch die **kalmarische Union** 1397 unter einen Scepter. Die drey nordischen Reiche schienen durch ihre Vereinigung eine Macht bilden zu wollen, welche dem ganzen Europa hätte furchtbar werden müssen. Aber dieses geschah nicht. Das Band der Vereinigung war aus schwachen Fäden gewürkt, und riß schon 1448, da Schweden sich einen einheimischen König wählte. Dänemark machte Anspruch auf eine Art von Superiorität welche der in der kalmarischen

schen Union festgesetzten Gleichheit unter den drey Staaten zuwider war; und den Hanseestädten, welche den Handel nach diesen Reichen in Händen hatten, war auch nichts an der Fortdauer dieser Vereinigung gelegen. Die dänischen Könige konnten diesen Verlust nicht verschmerzen. Sie benutzten neue Uneinigkeiten in Schweden, wo die beiden Häußer **Trolle** und **Sture** einander entgegen arbeiteten; brachten die hohe Geistlichkeit auf ihre Seite, und durch diese, durch herrliche Versprechungen, und durch Gewalt der Waffen erhielt **Christiau II**, König von Dänemark und Norwegen, 1520 die schwedische Krone. Dieser Herr wollte als Despot herrschen, ohne hinlängliche Einsichten und Muth darzu zu haben. Er zeigte sich grausam und hart, und eben so feig und unentschlossen, wenn er Widerstand fand. Er machte große und zum Theil gute Plane; aber zur Ausführung fehlte ihm Ueberlegung und Standhaftigkeit. Schweden betrachte er als ein durch Gewalt bezwungenes rebellisches Reich. Er hatte zwar eine allgemeine Amnestie in Ansehung des Vergangenen angelobt, und mit einem Eide bestätiget. Aber sein rachgieriges Herz dürstete nach Blut. Seine Herrschaft sollte sich auf Furcht gründen, und die Sicherheit derselben schien ihm von der Ermordung des hohen schwedischen Adels abzuhängen. Noch fehlte es an einem scheinbaren Vorwande zu dieser Missethat. Diesen fand einer seiner Vertrauten **Dietrich Schlag**hek,

hek. Der Pabst hatte vorher auf des Königs Verlangen die Schweden als Rebellen in den Bann gethan, und dem Könige die Exekution der Bannbulle übertragen. **Christian** glaubte nun Fug und Recht zu haben, diejenigen als Executor der päbstlichen Bannbulle zu morden, welchen er als König volle Vergessung des Vergangenen versprochen hatte. Die Feierlichkeit seiner Krönung hatte viele von den ersten Männern im Reiche nach Stockholm gezogen. Die Stadt war mit fremden Truppen erfüllt; drey Tage hatte man in Wohlleben und Sorglosigkeit durchschmaußt, als plötzlich vier und neunzig der Vornehmsten, unter welchen einige Reichsräthe und Bischöffe waren, eingezogen, und den achten November 1520 öffentlich hingerichtet werden. Dieses nennt man das **Stockholmer Blutbad**. In **Finnland** spielte man zu gleicher Zeit das nämliche Stück im Kleinen. Und als **Christian** nach dieser Abscheulichkeit nach Dänemark zurück reiste, ließ er sich unterweges Galgen und Räder statt Ehrenpforten errichten. Sechshundert zu schwedisch gesinnte Schweden wurden binnen kurzer Zeit hingerichtet, und die übrigen dem Drucke der hinterlassenen dänischen Befehlshaber aufgespart. Muthlosigkeit verbreitete sich durch das ganze Reich; der Adel, welcher dem dänischen Tyrannen und seinen Kreaturen nicht schmeicheln wollte, floh in die fernsten Gegenden; und das gemeine Volk, welches bisher gleichgültig zugesehen hatte, weil die Verfolgung

dem Adel gegolten hatte, ward durch ein Gerüchte aufgeschreckt, als wolle der König bey seiner Zurückkunft allen Bauern eine Hand und einen Fuß abhauen lassen, um sie zu Kriegsdiensten untauglich zu machen *). Das Maaß des Leidens voll zu machen, mischte sich der Privathauß einiger alten schwedischen Geschlechter ein, welche sich auf den Ruinen ihrer Feinde und ihres Vaterlandes zu erheben suchten. Der König erhielt dadurch zahlreiche Anhänger, und ausserdem waren alle Bestungen in seinen Händen. Bey diesen traurigen Umständen, da die Patrioten alle Hofnung aufzugeben scheinen, tritt Gustav Erichson Wasa auf, nnd rettet sein Vaterland.

Er ist einer von denen, welche die Vorsehung gebohren werden läßt, ganze Länder durch sie zu segnen. Von aller Hülfe entblöset, und mit Gefahr des Lebens in Wäldern und Gebürgen herumirrend, faßt er den Entschluß, sein Vaterland zu befreyen. Gegen die dänische Uebermacht, und gegen noch gefährlichere einheimische Feinde führt er sein Vorhaben aus. Er thut noch mehr. Er bringt Ordnung in den Staat; macht die Krone in seinem Hauße erblich; hält die Großen zum Besten des Volkes in der Unterwürfigkeit; bricht den Uebermuth der Klerisey durch die Refor-

*) Dieses Gerüchte war wahrscheinlich von den Feinden des Königs ausgesprengt.

Reformation, und verschaft seinem Staate Ansehen bey Auswärtigen. Nur zwey Fehler werfen Schatten auf sein Gemählde. Er war jähzornig und auffahrend, und er theilte das Reich unter seine Söhne, welche Theilung neue Zerrüttungen verursachte.

Gustav stammte von väterlicher Seite aus dem Hauße **Wasa**, und von mütterlicher aus dem Hauße **Sture**. Beyde Häußer leiteten ihre Herkunft von alten nordischen Königen ab. Was ihnen aber mehr Ansehen und Liebe bey den Schweden verschafte, war ihr ausgezeichneter Eifer für die Sache der Freiheit, gegen die Anmassungen der Fremden. Seine Erziehung in dem Hauße der **Sture**, welche bey den schwedischen Reichsangelegenheiten lange Zeit die Hauptperson vorstellten, war seinem Stande gemäß. Hier bildete sich sein Herz zu der unvergänglichen Liebe für sein Vaterland, welche ihn in der Folge alle Gefahren verachten lehrte; hier sog er den Haß ein gegen die Dänen. Sein Lehrmeister, ein gebohrner Däne, sprach einmal bey dem Unterrichte etwas verächtlich von den Schweden. Gustav zog seinen kleinen Degen, hieb mitten durch das vorliegende Buch und gieng davon, ohne jemals wieder zu kommen. Gustav war von einer etwas mehr als mittelmässigen Größe, von hoher Stirn und scharfem Auge. Sein Geist blickte tief, und führte schnell den gefaßten Entschluß aus. Er war standhaft und unermüdet, besaß die Gabe der männlichen Ueber-

 redung,

redung, und ein vortrefliches Gedächtniß. Im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters fieng er an, zu Geschäften gebraucht zu werden. Dieses war der Zeitpunkt, wo Christian II seine Versuche machte, Schweden mit Gewalt zu bezwingen. Gustav zeichnete sich bey der Schlacht mit den Dänen 1517 bey Dufwenäs, einem kleinen Vorgebürge, das sich nahe bey Stockholm in die See verlieret, so sehr aus, daß ihm der schwedische Reichsvorsteher sein Vertrauen nicht versagen konnte. Christian kam 1518 wieder, landete bey Stockholm, und ward wieder geschlagen. Gustav führte in dieser Schlacht das Hauptpanier. Christian verlangte nun eine Unterredung mit dem schwedischen Reichsvorsteher; er wollte selbst kommen, wenn man ihm durch Geiseln seine Rückkehr sicherte. Die Geiseln wurden geschickt, und unter ihnen unser Gustav, welchen er namentlich gefordert hatte. Aber Christian segelte mit ihnen nach Dänemark, als den Gegenständen seiner Rache, wenn ihm ein neuer Versuch an Schweden mislingen sollte. Vielleicht meinte er auch, bey mehrerem Unglück durch sie mit den Schweden sich auszugleichen. Dieser letzte Umstand scheint ihnen das Leben gerettet zu haben.

Gustav ward gegen sechstausend Thaler Verbürgung einem seiner Anverwanden in Dänemark, dem Erich Banner in Verwahrung gegeben. Christian versuchte sein Glück gegen Schweden zum drittenmal,

und mit besserm Erfolg. Gustav hörte bey Bannern, wo viele Hofleute aus und eingiengen, was über seine unglücklichen Landsleute beschlossen wäre. Er entfloh in Bauerkleidern; gieng den ersten Tag zwölf Meilen in einem unbekannten Lande, bis Flensburg. Vor der Stadt traf er glücklicher Weise niedersächsische Kaufleute an, welche Ochsen aus Jütland geholt hatten, und nach Teutschland trieben. Bey diesen nahm er Dienste, und entgieng dadurch allen Anstalten, welche Banner zu seiner Wiederauffindung getroffen hatte.

Im September 1519 kam er nach Lübeck. Der Rath kannte ihn durch den Ruf seiner Kriegsthaten und seines Unglücks. Banner kam ihm nach, und forderte in Christians Namen seine Auslieferung. Aber der Bürgermeister, Nicolaus Bröms meinte, daß Christian für ihre Handlung zu groß werden möchte, wenn er ungestört Herr aller drey nordischen Reiche wäre. Und ausserdem war Gustav kein Missethäter, noch sonst auf ehrliche Art in Christians Gefangenschaft gerathen. Der Rath schützte ihn also, und versprach, ihn sicher und unbeschädiget in sein Vaterland über zu setzen, und auf sein Verlangen, in der Folge auch mit Geld und Volk zu unterstützen. Der Rath hielt auch Wort, und ließ ihn im May 1520 auf einem Kaufmannsschiffe nach Schweden absegeln.

Aber in welchem Zustande fand Gustav sein Vaterland? durch welche Gefahren muste er sich durchar-

beiten! das Reich war in Christians Händen; seine Ankunft schon bekannt. Von Kundschaftern umringt irrte er mitten unter seinen und des Reichs Feinden, und fand oft nur in den Wäldern Sicherheit. Zuweilen versuchte er, als ein Bauer verkleidet, auf einigen Dörfern die Bauern, wenn sie des Sontags vor Kirche versammlet waren, zur Ergreifung der Waffen aufzumuntern. Aber, weil Christian bisher den Bauern keine Abgaben auferlegt hatte, erhielt er gemeiniglich die Antwort: „ es wird uns weder an Salz noch Heringen fehlen, so lange wir dem Könige gehorchen; sollten wir uns aber empören, so wären wir um den Hals „. Ja sie schossen wohl auch mit Pfeilen hinter ihm her, wann er von ihnen gieng. Nach vielen Gefahren dieser Art kömt Gustav auf seinen väterlichen Rittersitz Råfnås in Südermannland. Hier bekömt er die erste Nachricht von dem Stockholmer Blutbad, und von der Hinrichtung seines Vaters. Ohne Verwandte und Freunde, und in beständiger Todesgefahr — denn es war auf seinen Kopf eine große Summe Geldes gesezt — packt er sein Geld und seine Kostbarkeiten zusammen, und reitet in der Stille von Råfsnås weg nach den Thälern.

Die Thäler oder Dalekarlien liegen zur äußerst an den norwegischen Gebürgen. Sie haben einen Umfang von 40 schwedische *) Meilen in der Länge, und

26 in

*) 10½ schwedische Meilen machen 15 teutsche.

26 in der Breite. Das ganze Land ist mit Bergen, Thälern, Waldungen, Heiden und Seen durchschnitten, und hat einen reichen Vorrath an Bergwerken, an Silber- Kupfer- Eisen- Schleif- und Mühlsteingruben. Die Einwohner sind zahlreich, hart und steiffsinnig. Sie essen Brod von Hafer und Erbsen, und ist die Ernte schlecht, von zerstoßener Baumrinde. Sie hangen fest an den Sitten, Gebräuchen und Kleidung ihrer Vorfahren, und sprechen eine Sprache, welche der Schwede nicht versteht. Stark, arbeitsam, unverdrossen und streitbar sind sie von jeher in ihren Bergen Feinde der Unterdrückung. Zu diesen Dalekarle oder Thalleuten wendet sich Gustav. Er schnitt seine Haare rund ab, setzte einen runden Hut auf den Kopf, und zog ein Wammes von groben Tuch an. Mit der Axt auf der Schulter wanderte er als ein Bauerkerl umher, und suchte Arbeit. Eines Tages kam er auf das Guth des Anders Pehrson, und drosch *). Seine Mitdrescher fanden an ihn was besonderes, und eine Magd entdeckte einen unter dem Wammes hervorragenden seidenen Kragen. Anders Pehrson läßt ihn rufen, und Gustav erkennt in ihm einen alten Universitätsfreund. Auf den Rath seines Freundes geht

*) Diese Scheune ließ Karl XI. 1668 aufsuchen und wieß eine Summe Geldes zu ihrer beständigen Erhaltung an.

Gustav weiter in das Gebürge. Auf dem Edelhofe Ornås findet er in Arendt Pehrson einen alten Bekannten, welcher unter ihm gedient hatte. Aber dieser ist ein Treuloser, und verräth aus Habsucht seinen Gastfreund dem nächsten dänischen Befehlshaber. Zum Glück merkt seine Frau die Verrätherey, und Gustav entkömmt. Aber seine Gefahr vermehrt sich, da man einen doppelten Preiß auf ihn setzt, und eine Menge Kundschafter in Lande umher ausschickt. In einem Dorfe Isale findet er Schutz bey einem Biedermann, Swen Nilson. Als er hier einmal in gewöhnlicher Bauerkleidung in der Stube steht, kommen auf einmal hundert dänische Aufpasser, und fragen den Bauer, ob ihm kein junger Edelmann vorgekommen, welcher sich in dieser Gegend aufhielte, um Aufruhr gegen den König zu stiften? Der Bauer antwortet mit Nein. Seine Frau aber, um ihnen allen Argwohn zu benehmen, ergreift einen Spathen, und giebt Gustaven einen ziemlich harten Schlag, und schilt ihn, daß er hier so müssig stehe, und sich nicht hinaus mache zu dem übrigen Gesinde, in der Scheune zu arbeiten. Gustav folgt ihrem Befehle, und entgeht dadurch seinen Verfolgern, welche sich nichts weniger vorstellten, als daß ein Gustav unter einer solchen Person verborgen seyn könnte. Der Bauer führt indes seinen Gast in einem Fuder Stroh tiefer in das Gebürge, in das Kirchspiel Rättwick. Die Dänen, welche alle Päße und Brücken

mit

mit Wache besetzt hatten, stechen mit ihren Spießen in das verdächtige Fuder Stroh, und treffen **Gustaven** so tief in das Bein, daß das Blut auf den Weg tröpfelt. Der Bauer bemerkt dieses, und schneidet sein Pferd so behend in den Fuß, daß er die Wachen überreden konnte, das Blut tröpfle aus der Wunde des Pferdes.

In **Rättwick** fängt **Gustav** an, die Dalekarlen zu den Waffen aufzumuntern. Vor der Kirche erzählt er ihnen die Hinrichtung der Schweden; aber man glaubt ihm nicht. Er geht weiter nach **Mora**, dem volkreichsten Kirchspiele in den Thälern. Hier findet er in den Weynachtsfeiertagen eine große Menge Bauern versammlet; er steigt auf einen Hügel, und redet die Gemeine mit diesen Wörten an: „redliche Thalleute! ich sehe eure zahlreiche Versammlung mit eben so großem Vergnügen, als mein Herz bey unserm Zustande leidet. Wit welcher Gefahr ich euch meinen Namen nenne, das wißt ihr. Denn ihr sehet uud höret täglich, wie man meinem Leben nachstellt. Aber die Rettung eures und meines bedrängten Vaterlandes rührt mich zu sehr, als daß ich auf mich selbst sehen sollte. Wie lange wollen wir Sklaven seyn, wir, die wir zur Freiheit gebohren sind? die Alten können sich noch erinnern, was für Zwang, Unruhe und Plage und Verfolgung die Schweden von den dänischen Königen haben

ben leiden müssen. Die Jungen müssen sich darum befragen, und von der Kindheit an lernen, eine solche Regierung zu hassen, und sich ihr zu widersetzen. Euer Eigenthum und geringes Vermögen und eure Kräfte sind diesen Tyrannen aufgeopfert. Habt ihr schon vergessen, mit wie schweren Auflagen sie unserm Lande das Mark ausgesogen haben? wie ihr nichts mehr übrig habt, als leere Hände, magere Aecker und ein unsicheres Leben? unser Land schwimmt in dem Blute seiner Einwohner. Einige hundert Schweden haben eines schändlichen und unschuldigen Todes sterben müssen. Die Bischöffe und Räthe des Reichs sind jämmerlich ermordet worden. Ich habe unter ihnen meinen Vater verloren. Aller dieser Männer Blut ruft um Rache, und fordert eure Tapferkeit auf. Die Thalleute sind jederzeit für ihr Vaterland unverdrossen gewesen. Dieserwegen seyd ihr in den Geschichtsbüchern berühmt, und die andern Einwohner des Königreichs Schweden, eure Landsleute, welche gewohnt sind, euch für Beschützer der Freiheit anzusehen, haben jetzt ihre Augen auf euch gerichtet. Ich will mit euch ziehen, und weder Gut noch Blut für die Freiheit sparen. Wollt ihr mit, so soll der Tyrann erfahren, daß die Schweden eben so beherzt, als ihrem Vaterlande treu sind, und sich wohl durch Gesetze regieren, aber nicht unterjochen lassen„.
Die Bauern fühlten das Wahre in dieser Vorstellung. Aber sie waren noch nicht eines Sinnes. Einige riefen

 Rache,

Rache, und wollten ihm gleich folgen. Andere hingegen schwatzten von Vorsichtigkeit.

Die Freigebigkeit **Christians** bey seiner ersten Ankunft lag ihnen noch in Gedanken. Neue Steuern waren ihnen noch nicht auferlegt. Ein langwieriger Krieg, welcher erst kürzlich geendet worden, machte sie der Waffen überdrüßig. Die gedachten Verfolgungen betrafen bis jetzt den Adel, nicht die Bauern. Sie kannten überdieß den Fremdling nicht mit Gewißheit, welcher zu ihnen gesprochen hatte. Ihr Entschluß war mithin dieser, sie wollten mit ihren Nachbarn darüber sprechen, und **Gustav** solle indes ihrer guten Meinung versichert seyn.

Bekümmert über diese zweideutige Antwort der Thalbauern begiebt sich **Gustav** zu Anfange des Jahres 1527 nach den Westerthälern, in der Absicht, das Königreich zu verlassen. Viele von dem schwedischen Adel hatten den nemlichen Weg genommen. Diese stiessen nun in den Thälern auf einander. Unter andern kam ein bejahrter, verständiger Mann, **Lars Olofson** nach Mora. Dieser stellte den Bauern das Verfahren des Königes vor. Er sagte ihnen, der Tyrann werde bald eine blutige Reise antreten, und der Befehl sey schon da, bey jedem Lehnhofe Galgen aufzubauen. Man sage auch, es solle jedem Bauer ein Arm und ein Fuß abgehauen werden, um sie untauglich zu Kriegsdiensten zu machen. Es wäre eine neue Schatzung ausgeschrie-

geschrieben ꝛc. Dieses weckte die Bauern aus ihrer Unthätigkeit. Es kamen nach und nach mehrere, welche das Nemliche erzählten, und nun beschlossen die Bauern Krieg. Gustav ward durch Boten von der Grenze zurückgerufen, und zweyhundert schworen ihm auf der Stelle Gehorsam und Treue. Die erste Unternehmung, von welcher immer viel abzuhängen pflegt, gelang, indem man sich eines Hofes, wo ein dänischer Vogt lag, bemächtigte. Flüchtlinge aus den Wäldern eilten herbey, und Gustav hatte in kurzer Zeit ein Heer von dreytausenden. Mit diesen Leuten wagt Gustav in einem Alter von dreyßig Jahren den König anzugreifen, das Blut der Schweden zu rächen, und sein Vaterland von der Unterdrückung zu befreien. Und in weniger als zwey Jahren war dieses sein großes Werk vollendet. Freilich waren die Zeitumstände diesem Unternehmen günstig. Christian ward tagtäglich verhaßter, und konnte ohne Gefahr Dänemark nicht verlassen. Aber in Schweden war sein Anhang immer sehr stark, und der Erzbischoff Gustav Trolle stand an der Spitze desselben. Die Vestungen waren von fremden Kriegsvölkern besetzt, die Hauptstadt Stockholm konnte ohne Flotte gar nicht erobert werden, und Gustavs Bauern waren der strengen nothwendigen Subordination nicht gewohnt. Aber Gustav meinte, das alles würde sich schon von selbst finden, wenn ihm nur erst eine wichtige Unternehmung gegen den Feind gelungen

gen wäre. Dieses sollte die Eroberung der Stadt und des Schlosses **Westerahs** in **Westmannland** seyn. Die Stadt ward leicht erobert. Aber **Gustavs** Leute hätten, ohne der Vorsicht ihres Führers, die Frucht ihrer Tapferkeit verloren. Sie zerstreuten sich, so bald der Feind aus der Stadt gewichen war; schlugen die Kaufladen auf, und plünderten. Andere, welche den Trunk liebten, versteckten sich in die Keller. Andere schleppten ganze Weinfässer in den Rathhaußsaal, setzten sich rund umher und zechten. Die Feinde merkten es, und brachen wieder in die Stadt ein. **Gustav**, welcher alles dieses vermuthete, hatte einige Mannschaft bey sich behalten, mit welcher er den Feind zum zweytenmal schlug, und die Seinigen rettete. Nun gieng er in der Stadt selbst umher; stellte den Bauern ihre Thorheit und Gefahr vor; schlug die Bände von allen Fässern, welche er noch in den Kellern fand, und brachte die Seinigen wieder in Ordnung.

Dieser Sieg zog viele Kriegsleute von der dänischen Parthey ab. Die Bauern verliessen Hauß und Hof, und liefen **Gustavs** Heere so zahlreich zu, daß **Gustav** seine Macht an drey Orten vertheilen konnte. Er selbst zog nach den erzbischöflichen Sitz **Upsala**, einer alten, aber unbemauerten Stadt. Hier kam ihm **Trolle** mit einer weit überlegenen Macht entgegen, und **Gustav** gestand in der Folge selbst, er wäre so schwach, und zu einer Schlacht so wenig vorbereitet gewesen, daß er

er keine Rettung gesehen, wenn ihn Trolle gleich angegriffen hätte. Aber er war Werkzeug in der Hand der Vorsehung! Trolle zauderte, und Gustav erhielt Zeit, sich zurück zu ziehen und zu verstärken. Er gieng nun gerade auf Stockholm zu. Der erste Anblick war vier Galgen, welche noch voll Schweden hiengen. Landsleute, sprach er, hier sehet ihr die Spuren der dänischen Regierung! diese wenigen Worte würkten hier mehr, als die ausstudierteste Rede. Seine Leute bissen die Zähne zusammen, und schworen durch ein gräßliches Geschrey der dänischen Herrschaft den Untergang. Aber Stockholms Eroberung war unmöglich, so lange es auf der Seeseite nicht konnte gesperrt werden. Und eine dänische Flotte unter dem Admiral Norby versorgte die Stadt hier mit allen Nothwendigkeiten, und deckte zugleich die beyden nächstwichtigsten Städte Kalmar und Abo. Gustav, welcher jetzt den Namen eines Verwesers und Hauptmanns des Königreichs Schweden führte *), schloß also einen Traktat mit Lübek, und erhielt von dieser mächtigen Hanseestadt eine Flotte *). Aber Lübek wollte nicht, daß Gustav so schnell Herr von Schweden werden sollte. Es wünschte die

*) Die Versammlung der Stände zu Wazstena den 24 August 1521 hatte ihm diesen Titel gegeben.

*) Zu Pfingsten 1522.

die Verlängerung des Krieges, um sich unentbehrlich zu machen, und dadurch ihrer Handlung alle selbstbeliebige Vortheile zu schaffen. Gustav konnte sich daher ihrer Flotte nicht so bedienen, wie er wünschte, und er muste die Gelegenheit ungenützt vorbey gehen lassen, die dänische Flotte des Norby gänzlich zu verderben. Denn die Lübeker wollten unter dem nichtigen Vorwande der Vorsichtigkeit nicht fechten.

Bey diesen zweideutigen Umständen entscheidet Christians Betragen in Dänemark die Sache. Ein Theil den Dänen kündiget ihm den Gehorsam auf, und Christian ist schwach genug, ohne etwas zu wagen, aus dem Reiche zu fliehen. Die Dänen wählen seinen Oheim zum König, und die Schweden den sechsten Junius 1523 Gustaven. Die Bürger in Stockholm, da sie weiter keine Hülfe von dem flüchtigen Christian erwarten, ergeben sich den 21 Junius.

Gustav hatte nun sein Vaterland befreiet, und die Krone zur Belohnung erhalten. Aber Ruhe fand er nicht. Seine neue Würde war von neuen Sorgen umringt. Der flüchtige Christian drohte mit der Unterstützung seines Schwagers, des Kaisers Karl V; der neue dänische König hatte sich noch nicht über die Trennung Schwedens erklärt; ein Theil der Großen sah Gustavs Erhöhung mit Neid und Widerwillen an, und erregte Empörungen; die Nation war verarmt, bis auf den Adel und die Geistlichkeit; und die

Han=

Hanseestädte, vorzüglich Lübek, hatten den ganzen Handel im Reiche in ihren Händen. Der König muste Geld haben, und das Volk konnte nichts geben. Man setze noch die beständigen Feindseligkeiten an der Grenze mit Rußland hinzu, und die Einführung der evangelischen Religion, und urtheile dann über die Geistesstärke des Mannes, welcher sich nicht zu Boden drücken ließ; welcher in dem langen Kampfe von so verschiedener Art nicht ermattete, sondern zu seinem Ziele sich durcharbeitete. Er zeigte zuerst den Schweden, was sie unter einer weisen und herzhaften Regierung vermöchten; er lehrte ihnen Grundsätze der Regierungskunst, welche vorher entweder unbekannt waren, oder nicht befolgt wurden; er hielt mit einer Hand den König von Dänemark in Ehrfurcht, und mit der andern tilgte er einländische Empörungen; er zerbrach das Joch, welches die Geistlichkeit auf den Nacken des armen Volkes gelegt hatte, nutzte den Ueberschuß ihrer Einkünfte zu den Bedürfnissen des Staats, und zur Erleichterung der weltlichen Unterthanen; und verbesserte die Religion, troz allen Geschrey des aufgewiegelten unwissenden Mannes, welcher seine lateinische Messe und seine Mönche nicht aufgeben wollte. Er brach den Uebermuth des Adels, und entriß ihm die usurpirten Krongüter; er öfnete seine Hafen, und gab dem lübekischen Alleinhandel, welcher das Land aussaugte, den ersten Stoß; er suchte die Wissenschaften in einem Lande in Aufnahme

zu bringen, in welchem er bey Antritt seiner Regierung kaum einen tüchtigen Sekretair finden konnte; er machte die Krone in seiner Familie erblich *), und starb, ob er wohl oft mit Härte strafen muste, von dem besten Theile der Nation noch lange nach seinem Tode beweint **). Den großen Fehler aber, welchen er begieng, indem er seinen Söhnen aus der zwoten Ehe große Länder mit ansehnlichen Regalien hinterließ, kann nur die Schwäche seiner letzten Lebensjahre in etwas entschuldigen.

IX.

Schreiben eines Engländers über die spanische Schaafzucht.

Man hat in Spanien zweierley Arten Schaafe. Erstlich die mit schlechter grober Wolle, die beständig an einem Orte bleiben, und im Winter alle Nächte in den Stall kommen, und zum andern, die mit der feinsten Wolle, die ihr ganzes Leben unter freiem Him-

*) Seine Nachkommenschaft regierte bis 1654, da Christina die Krone freiwillig niederlegte.

**) Den 29 September 1560.

Himmel zubringen, und zu Ende des Sommers von den kalten Gebirgen im nordlichen Spanien herunter getrieben werden, um im Winter in den südlichen warmen Gegenden von Andalusien, Mancha und Estremadura zu weiden. Aus Rechnungen, die mit der größten Sorgfalt gemacht worden, erhellet, daß dieser feinen Wollenschaafe 5 Millionen in Spanien sind, und daß die Wolle und das Fleisch einer Heerde von 10000 Stück Schaafen, für jeden Kopf jährlich 1 Rthlr. 19 Gr. einbringet. Von diesem bleibet dem Eigenthümer nicht mehr, als 3 Gr. 7 Pf. Denn 10 Gr. 9 Pf. bekommt der König, und die übrigen 1 Rthlr. 4 Gr. 8 Pf. gehen auf die Kosten der Weide, der Zehenden, der Schäfer, der Hunde, des Salzes, des Scheerens u. s. w.

Also beträgt das, was 5 Millionen Schaafe dem Reiche jährlich einbringen, 9000000 Rthlr. Die Eigenthümer bekommen 750000 Rthlr. der König erhält 2250000 Rthlr. Folglich werden die übrigen 6000000 Rthlr. unter das gemeine Beste auf obgedachte Art vertheilet. Daher nennen es die Könige von Spanien in ihren öffentlichen Verordnungen: das kostbare Kleinod der Krone.

Vormals konnte man mit allem Rechte sagen, daß dieses Kleinod selbst in der Krone stünde, da eine lange Reihe von Königen hinter einander die alleinigen Besitzer dieser Heerden waren. Daher kommen die vielen Verordnungen, Strafgesetze, Vorrechte und Freiheiten,

ten, welche in verschiedenen vorigen Regierungen zur Erhaltung und Verbesserung dieser Schaafzucht gegeben wurden. Aus dieser Ursache wurde auch ein königlicher Rath gestiftet, der den Titel: Rath über die große königliche Schaafzucht, führte, und heut zu Tage noch bestehet, ob der König gleich kein einziges Schaaf mehr hat. Allein verschiedene Staatsbedürfnisse bey der üblen Haushaltung unter verschiedenen dieser Regierungen machten, daß nach und nach alle diese großen Heerden mit samt allen ihren Vorrechten und Freiheiten, welche man im Jahre 1731 in eine Sammlung gebracht, und unter dem Titel der Gesetze der königlichen Schäfereyen, in einem Foliobande von ungefähr 500 Seiten in den Druck gegeben, veräußert worden.

Die Kriege und der Mangel unter der Regierung König Philipps veranlasten diesen König 40000 Schaafe an den Marquis von Iturbieta zu verkaufen, welches die letzten Heerden der Krone waren *).

Zehntausend Schaafe machen eine Heerde aus, welche wieder in zehn Haufen vertheilet wird. Ueber die ganze Heerde hat ein einiger Mann die Aufsicht. Er muß selbst der Eigenthümer von 500 Schaafen, stark an Kräften des Leibes, emsig, wachsam, und in der Art zu weiden, in der Kenntniß der Witterung und der Krank-

 heiten

*) Vermuthlich Philipps II, oder IV.

heiten der Schaafe erfahren seyn. Er hat den uneingeschränkten Oberbefehl über 50 Schäfer und 50 Hunde, von welchen allemal 5 zu jedem Haufen gehören. Er erwählt sie, er bestraft sie, und dankt sie nach Belieben ab, und ist also der Oberschäfer und Oberaufseher einer ganzen Heerde. Man kann von seiner Wichtigkeit aus seiner Besoldung urtheilen, die jährlich aus 276 Rthlr. bestehet, wobey ihm ein freies Pferd gehalten wird; da hingegen der erste Unterschäfer jährlich nur 12 Rthlr.; der zweite 10 Rthlr 4 Gr. 8 Pf.; der dritte 7 Rthlr. 11 Gr. 8 Pf.; der vierte 4 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf., und der fünfte ein Junge, 3 Rthl. jährlich Lohn erhält. Alles, was sie noch zum Unterhalt bekommen, ist täglich 2 Pfund Brod für jeden. Sie können sich zwar einige Ziegen und Schaafe unter der Heerde mithalten, aber dem Herrn gehöret die Wolle, und ihnen nur die Lämmer und das Fleisch. Der Oberschäfer giebt jedem 21 Gr. 6 Pf. im April, und eben so viel im Oktober als ein Trinkgeld auf die weite Reise, und dieses sind alle Wohlthaten, deren sich diese elenden Leute zu erfreuen haben, die beständig und alle Tage, das ganze Jahr hindurch, bey aller Witterung unter freiem Himmel bleiben, und alle Nächte in einer blossen Hütte liegen. In diesem Zustande leben, und gemeiniglich bis zu dem höchsten Alter, über 25000 Menschen, welche die Könige in Scharlach, und die Bischöfe in Purpur kleiden. Denn so hoch beläuft sich die Anzahl der Schä-

fer.

fer für die feinen Wollen Heerden, und eben so hoch erstreckt sich die Menge ihrer großen Hunde, deren jeder des Tages auch 2 Pfund Brod bekommt. Ich habe diese Heerden gar oft auf ihren Sommerwegen auf den Hügeln und in den Thälern, von Leon und Altcastilien, bey Cuenca und in Arragonien gesehen. Ich sahe sie auch in ihren Winterebenen in Mancha, Estremadura und Andalusien. Ich begegnete ihnen oft auf ihrer Wanderung von einem zum andern. Einmal sehen ist so gut, als hundertmal hören. Ich forschte nach, ich beobachtete und stellte so gar Erfahrungen an, und hatte alles dieses gethan, als ich noch überdieses zu gutem Glück mit einem ehrlichen alten Mönch bekant wurde, der eine vollkommene Kenntniß von den ganzen mechanischen und den kleinsten und geringsten Umständen bey der Verwaltung einer solchen Heerde besaß. Er erzählte mir, er sey der Sohn eines solchen Schäfers, und habe 15 Jahre dem Haufen, den sein Vater anführte, gefolget; im 25 Jahre habe er sich einen alten Psalter erbettelt, und im 30sten lesen gekonnt; bis in das 36ste Jahr habe er so viel Latein gelernet, daß er sein Brevier und die Messe habe lesen können, worauf ihn Don Juan de Navarro, Bischof von Albarazin, zum Priester geweihet, ein Mann, von dem es in ganz Spanien so gar zum Sprichwort worden ist, daß er in den 40 Jahren seiner bischöflichen Verwaltung tausende zu Priestern geweihet, und allezeit dabey offenherzig sich erklä-

ret habe: ein Priester sey die allerkostbarste Gabe, die ein Bischof in dem Namen Gottes denen Menschen mittheilen könne, wenn er auch so unwissend wäre, als die Apostel. Als Priester sey er in den Franziskaner Orden getreten, habe sich aber seit den letzten 24 Jahren in nichts gemischt, als das er Messe gelesen, Beichte gehöret und einigen Unterrichte ertheilt, auch die Aufsicht über 500 Hämmel gehabt hätte, die in den benachbarten Gegenden zum Besten des Klosters graseten. Er habe auch die Bibel, die Leben der Heiligen und die Geschichte der Päbste, aber in keiner andern Absicht gelesen, als um alles zu wissen, was von den Schäfern gesagt würde; daß der ehrliche Abel der erste, und alle Patriarchen Erz-Schäfer gewesen; daß der holdselige Schäfer Moses von Gott erwählet worden, sein Volk aus der Sklaverey zu erlösen; daß Saul, als er seines Vaters Heerde gesucht, ein Königreich gefunden; daß David seine Heerde verlassen, um den Riesen der Philister zu erlegen; daß 14000 Schaafe die Hauptbelohnung gewesen, welche Hiob für seine unüberwindliche Geduld erhalten; daß St. Isidorus, der Schutzheilige von Madrid, nicht wie man insgemein vorgebe, ein bloßer Ackermann, wie der gottlose Kain, sondern ein wirklicher Schäfer gewesen; und endlich auch, daß der große Pabst Sixt V ein wirklicher und wahrhafter Schäfer und kein Schweinehirt gewesen, und daß er seine Schaafe verlassen habe, um ein Hirte der Menschen

schen zu werden. Er wuste diese Dinge alle so genau am Schnürgen herzuerzählen, wie ihm die kleinsten Umstände der Schäfereyen, bey denen er aufgewachsen war, bekant waren, und diese meine Nachricht würde unvollständig geblieben seyn, wenn ich ihn nicht hätte kennen lernen.

Diese fünf Millionen Schaafe bringen den Sommer auf obgedachten kalten Gebürgen und Hügeln zu. Ehe wir aber von ihrer Winterreise reden, so wollen wir erst sehen, wie einige wenige Heerden in ein paar Gegenden leben, die ich zum Beyspiel für alle andere erwählen will. Die eine ist die Montana an der Grenze von Altcastilien, und die andere ist Molina Arragon. Die eine ist der nordlichste Theil von Spanien und am weitesten von den Winterweiden entfernt; die andere ziegt gegen Osten an der arragonischen Grenze in Neucastilien, und von da haben die Schaafe den kürzesten Weg dahin. Die eine ist die höchste, und die andere die niedrigste Sommerweide in Spanien, so wie eine voll würzhafter Pflanzen, woran es der andern fehlet.

Wie gesagt, am äussersten Ende von Altcastilien ist eine Gegend, Montana genannt. Sie bestehet aus zween Theilen. Die untere Montana ist die Kette von Gebirgen, die mit der cantabrischen See grenzet. Die Stadt Santander ist ihr vornehmster Hafen, von welcher man 12 starke spanische Meilen auf einer langen Reihe hoher und rauher Gebirge hinauf zu den Städtgen Rey-

nosa in der obern Montana steiget, und dann immer wieder herunter 14 Meilen weit, bis in die Hauptstadt von Altcastilien Burgos gehet. Reynosa lieget in der Mitte einer freien Ebene und ist mit einer Reihe hoher Gebirge umgeben, an deren Fuße niedrige Hügel von Weideland sich erheben. Der Ursprung des großen Stromes Ebro ist eine Stunde Weges von Reynosa gegen Westen. Acht gute Meilen von dieser obern Montana ist das höchste Land in ganz Spanien, die Gebirge steigen bis über den Gefrierpunkt in die Luft. Heute noch den 4 August, da ich dieses schreibe, sehe ich Schnee aus meinem Fenster. Vor einigen Jahren fiel hier ein so gewaltiger Schnee, daß die Einwohner genöthiget waren, sich förmliche Laufgraben aufzuwerfen, um im Winter durch dieselben in die Kirche zu kommen; allein seit dem Erdbeben von Lisbon ist wenig mehr gefallen, und seit etlichen Jahren gar keiner. Dieses Erdbeben hat in der That in manchen Gegenden von Spanien eine große Veränderung in der Luft hinterlassen. Kein lebender Mensch hatte jemals gesehen, oder seinen Vater sagen hören, daß es in oder um Sevilien geschneiet hätte, bis es im Jahr 1756 geschah, und einen solchen Schrecken in einigen Klöstern machte, daß sie die Glocken zum Gebete läuteten, und feierliche Umgänge anstelleten, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, weil sie sich einbildeten, daß die herabfallenden Flocken den jüngsten Tag ankündigten. Ich fand hier

viele Pflanzen erst im Anfang ihrer Blüthe, welche ich unten in Santaren schon überreif in vollem Saamen stehend gesehen hatte. Ich erinnere mich, daß ich im Schweizerlande alle hier wachsende Pflanzen gefunden habe, welche so wol auf den Gebirgen, als auf den Hügeln und in den Ebenen von Raynosa hervorkommen, ein paar ausgenommen, worunter eine kleine gelbgeblümte Genistella, mit einem kräutigtem dreyeckigten Stengel und wilden Trauben, gleich den Johannisbeeren. Die hohen Gebirge haben einen Ueberfluß an Eichen, Büchen, Birken, Stechpalmen und Haselnußbäumen.

Die Hügel und die Ebene geben eine gute Weide. Ich habe in keiner Gegend von Spanien eine Wiese angetroffen, noch Pferde und Rindvieh mit Heu füttern sehen. Diese Gebirge bestehen aus Sand- Kalk- Pflaster- oder Talkstein und Mergel. Der Sandstein liegt so wol auf der Spitze der Gebirge, als der Hügel, und der Kalkstein macht den Grund aus.

Das erste, was die Schäfer thun, wenn die Heerden von Süden in ihren Sommerweiden ankommen, ist, daß sie ihnen so viel Salz geben, als sie nur fressen wollen, denn jeder Eigenthümer giebt auf eine Heerde von 100 Schaafen 100 Arobas, oder 25 Quintales, das ist 2500 Pfund Salz, welches sie in 5 Monaten verzehren. Auf ihrer Reise und im Winter bekommen sie keines. Dieses ist jederzeit die Gewohnheit gewesen, und die

wahre Ursache, warum der König von Spanien den Preis des Salzes nicht so hoch steigern kan, als in Frankreich, denn dadurch würden die Schäfer bewogen werden, ihren Saafen weniger zu geben, wovon aller ihrer Gesundheit leiden und die Güte der Wolle verringert werden würde. Der Schäfer setzt 50 bis 60 flache Steine, ungefehr fünf Schritte jeden von dem andern, bestreuet sie mit Salz, und dann treibt er die Heerde gemächlich durch, da denn jedes Schaaf so viel davon frißt, als es will. Sie fressen aber kein Körngen Salz, wenn sie auf einem Kalklande weiden. Weil aber der Schäfer sie nicht lange ohne Salz lassen darf, so führt er sie auf einen thonartigen, oder leimigten Boden, und bringt sie, wenn sie nur eine Viertelstunde darauf geweidet haben, hin zu den Steinen, da sie gleich Salz fressen. Wenn sie auf ein vermischtes Feld kommen, welches gar oft geschiehet, so geniessen sie Salz nach Verhältniß. Wenn man den Schäfer fragt, warum die Schaafe anf einem kalkigten Boden gar kein Salz, und auf einem vermischten nur wenig fressen wollen, so giebt er zur Antwort: mein Herr, weil es Kornland ist. Ich weiß, und wer weiß es auch nicht? daß der Leimen viel Salz bey sich führet; allein die Chymisten können doch kein ächtes Salz heraus bringen, wenn sie ihn nicht kalciniren, und da muß das Feuer das meiste thun. Es kann auch Seesalz oder wenigstens Mauersalz seyn, womit die Saafe ihre Begierde nach Salz befriedigen.

Zu Ende des Julius werden die Widder zu den Schaafmüttern gelassen, und auf 100 Schaafe 6 bis 7 Widder gerechnet. Wenn der Schäfer nun glaubet, daß die letztern ihre Schuldigkeit verrichtet haben, sondert er sie wieder ab und weidet sie allein. Es ist auch eine besondere Heerde von Widdern da, welche auch allein gefuttert und nie unter die Mutterschaafe gelassen werden, sondern bloß zur Wolle und in die Fleischbank dienen. Denn obwol die Wolle und das Fleisch der Hammel feiner und wohlschmeckender ist, als bey den Widdern so wieget dieser ihr Fleisch doch schwerer, als der Hammel ihres; sie leben auch länger, als diese, welches die Ursache ist, warum man unter der königlich spanischen Heerden gar wenige Hammel findet. Die Wolle von 3 Widdern wiegt gemeiniglich 25 Pfund, dahingegen vier Hammel und 5 Mutterschaafe zu 25 Pfund Wolle erfordert werden. Eben ein so großer Unterschied ist in dem Leben dieser verschiedenen Arten Schaafe, welches von ihren Zähnen abhängt, denn wenn sie diese verlieren, können sie kein Gras mehr kauen, und werden zum Messer verdammet. Denen Mutterschaafen fallen die Zähne wegen ihrer zärtlichen Leibesbeschaffenheit und wegen dessen, was sie bey den Lämmern ausstehen müssen, schon nach dem fünften Jahre aus; denen Hammeln geschiehet es nach dem sechsten, und einem starken Widder erst nach dem achten. Es ist zwar verboten, Widderfleisch zu verkaufen, man kehrt sich aber nicht daran, sondern

ver-

verschneidet die alten, und sobald die Wunde geheilet ist, verkaufet man sie noch wohlfeiler an die Fleischer, als Hämmel, die schlechte Wolle tragen. Dieses ist die Ursache, warum man in Madrid gemeiniglich so schlechtes Schöpsenfleisch zu essen bekommt, und warum in Madrid an jedem Tage durch das ganze Jahr mehr Widder und weniger Lammeshoden verkauft und gegessen werden, als im ganzen übrigen Europa.

Zu Ende des Septembers schmiert man die Röthe oder den Ocker auf die Schaafe. Es ist eine in Spanien gemeine schwere Eisenerde. Die Schäfer lösen sie im Wasser auf und beschmieren den ganzen Rücken der Schaafe, vom Hals bis auf den Rumpf damit. Diese Gewohnheit ist uralt. Einige sagen, diese Farbe vermischt sich mit dem Fett der Wolle, und würde dadurch zu einem undurchdringlichen Firniß gegen Regen und Kälte; andere meinen, daß das Gewichte dieser Farbe die Wolle nieder hielte, und sie hinderte, lang und schlecht zu werden; und noch andere glauben, diese Erde sey anziehend und nehme einen Theil der Ausdünstungen an, welche sonst die Wolle schmutzig und rauh machten.

Gleich nachdem dieses geschehen, zu Ende des Septembers, treten die Heerden ihre Reise nach den niedern Gegenden an. Der Weg, den sie nehmen, ist durch eine Gewohnheit von undenklichen Zeiten her bestimmt, und durch königliche Verordnungen so wohl eingerichtet,

als

als der Marsch einer Armee. Sie weiden frei auf allen Wildnissen und gemeinen Triften, wo sie hinkommen: weil sie aber nothwendig durch manche angebauete Gegenden hindurch müssen, so sind die Eigenthümer derselben durch Gesetze verpflichtet, eine Straße für sie durch Wein- und Oelgärten, Kornfelder und gemeine Triften zu erhalten, die wenigstens 135 Ellen breit ist, damit sie sich durch keinen schmahlen Paß durchdringen dürfen. Diese Pässe sind öfters so lang, daß die armen Thiere manchmal sechs oder sieben Meilen an einem Tage marschiren müssen, um endlich einen ofnen Platz zu gewinnen, auf den sie der Schäfer sachte zuführet und endlich weiden und ruhen lässet. Sie halten sich aber nirgend auf, haben keinen Ruhetag und gehen des Tages wenigstens zwo Meilen weit, immer hinter den Schäfer drein, immer mit ihren Köpfen auf der Erde suchend und weidend, bis zum Ende der Reise, welche von der Montana bis nach Extremadura ungefehr 150 Meilen ausmacht, die sie in weniger als 40 Tagen zurücklegen. Des Oberschäfers Hauptsorge ist acht zu haben, daß jede Trift Schaafe allemal auf die Stelle wiederkomme, wo sie vor dem Jahre geweidet worden, und wo die Schaafmütter gelämmert haben, weil sie dadurch eine Veränderung in der Wolle zu verhüten meinen: wiewol man nicht sehr davor besorgt zu seyn brauchet, weil es eine bekannte und ausgemachte Wahrheit ist, daß die Schaafe selbst die Stelle suchen und leicht finden. Sei-

ne

ne nächste Sorge ist, die Netze aufzustellen, in welchen die Schaafe des Nachts eingeschlossen liegen, damit sie sich nicht zerstreuen und in den Rachen der Wölfe fallen. Diese Netze sind aus Sparto, einer Art von Meerbinsen, oder Riedgras, mit Maschen eines Fußes groß und in der Dicke eines Fingers geflochten, und dienen statt der Hürden Ein so ganzes viereckigtes Netz ist doch sehr leicht. Dieser Sparto wird in Spanien zu Stricken gedrehet und ist für Schiffe, die an den Küsten nur hinfahren, zureichend. Er schwimmet, da der Hanf sinket; die englischen Seeleute nennen ihn Boß.

Endlich richten die Schäfer ihre elenden Hütten aus Staken, Zweigen und Strauchwerk auf, zu welchem Ende, gleichwie auch zur Feuerung, ihnen durch ausdrücklichen Befehl des Königs erlaubt ist, von jedem Baum einen Zweig abzuhauen, und ich glaube, dieses sey die Ursache, warum alle Bäume auf den Schaafswegen in Spanien so nackend aussehen, als hohle gekappte Weiden. Die Wurzel der Bäume und die Menge des Saftes nimmt jährlich mit den Zweigen zu: wenn man nun diese abstutzet, so bleibt die ganze Menge des Saftes, die von der Natur zur Hervorbringung und Nahrung der Stämme, Knospen, Blätter, Blüthen, Früchte und Wachsthum der Aeste bestimmet ist, im Stamm, fängt an zu stocken, kommt in Gährung und geräth endlich in Fäulung.

Bald

Bald hernach kommt die Zeit, daß die Schaafe zu lämmern anfangen, die beschwerlichste und sorgsamste im ganzen Schäferleben. Man sondert erstlich die gelten Schaafe von den trächtigen ab, welche letztere man in die wärmsten und bedecktesten, die andern aber in die kältesten Gegenden bringt. So wie die Lämmer fallen, werden sie mit ihren Müttern an noch zuträglichere Orte gebracht. Man sondert darauf nochmals die letzt gefallenen Lämmer ab, denen man gleich anfänglich schon das allerfruchtbarste Land, den besten Boden und das süsseste Gras in der Gegend einräumet, damit sie die ältern im Wachsthum einholen und ihnen an Stärke gleich werden. Denn sie müssen an dem Tage, da sie fallen, doch noch gegen ihr Sommerquartier zu wandern.

Die Schäfer nehmen mit den Lämmern zu gleicher Zeit im Monat März viererley Operationen vor. Ehe dieses aber geschiehet, verkaufen sie das zwanzigste Lamm; der andere halbe Zehnte ist schon auf dem Winterwege verkauft worden. Man hauet ihnen der Reinlichkeit wegen die Schwänze 5 Zoll vom Rücken ab. Man zeichnet sie an der Nase mit einem heissen Eisen. Man säget ihnen die Spitze der Hörner ab, damit die Widder sich unter einander und die Schaafe nicht stossen können. Und endlich werden die Lämmer, welche man zu Leithameln bestimmt, um vor den Haufen voraufzugehen, kastriret. Man hat dazu keines Schnitts nöthig, sondern der Schäfer drehet die Hoden in ihrem

Sack

Sack mit seinen Fingern 20 mal herum, bis er die Saamengefäße zu einen langen Strick ausdehnet, worauf sie ohne alle Gefahr vertrocknen. So bald der Monat April heran nahet, bezeigen die Schaafe durch mancherley unruhige Bewegungen eine recht merkliche Ungeduld und Verlangen abzuziehen. Die Schäfer müssen alle Wachsamkeit anwenden, daß sie nicht davon laufen, und es hat sich oft zugetragen, daß eine ganze Trift einem schläfrigen Schäfer drey bis vier Meilen weit entronnen ist. Allein er ist sicher, sie allemal wieder zu finden; denn sie nehmen keinen andern Weg zurück, als den sie hergekommen sind, und man hat Exempel, daß nur drey oder vier vorausgestreifte Schaafe wol 100 Meilen weit auf denselbigen Platz gelaufen sind, wo sie das vorige Jahr geweidet worden. Also wandern sie allesamt in ihre Sommergebirge in der Ordnung, daraus sie gekommen sind, wieder zurück, nur mit dem Unterscheid, daß die Heerden, welche nach Leon und Castilien gehen, unterwegens geschoren werden, wobey wir uns ein wenig aufhalten wollen, um zu sehen, wie hier in dieser Sache verfahren wird, indessen, daß die übrigen Heerden nach Molina Arragon gehen.

Man fängt gemeiniglich den 1 May mit der Schaafschur an, wofern anders das Wetter hübsch ist. Denn wenn die Wolle nicht völlig trocken wäre, so würden die fest aufeinander gepackten Flocken angehen, und verrotten. Daher sind auch die Schurhäußer sehr geräumig. Ich sahe

sahe einige, welche in schlechtem Wetter 20000 Schaafe fassen können und 30000 Rthr. zu bauen kosten. Ueber dieses sind auch die Schaafmütter so zärtliche Thiere, daß sie alle sterben würden, wenn man sie gleich, nachdem sie geschoren, einer kalten und nassen Nachtluft aussetzen wollte.

Eine Heerde von 10000 Schaafen zu scheren, werden 125 Scheerer gebraucht. Jeder kann des Tages 12 Schaafe, aber nur 8 Widder scheren. Der Unterscheid kommt daher, weil die Widder stärker vom Leibe sind, auch strengere und mehr Wolle haben, und die Scherer sich nicht unterstehen dürfen, ihnen die Füße zu binden, wie sie den geduldigen Schaafen thun. Die Erfahrung hat gelehret, daß ein recht stolzer widerspenstiger Widder im Stande ist, sich zu Tode zu quälen, wenn er gebunden unter der Schere liegt. Man legt ihn daher sanft nieder, streichelt ihm den Bauch, und betrügt ihn also um seine Wolle. Eine gewisse Anzahl Schaafe werden in das große Schaafhauß, welches aus zwey Gebäuden, 400 oder 500 Schritt lang und 100 breit, welche in geraden Linien neben einander herlaufen, bestehet, gebracht. Gegen Abend wird eine Anzahl davon, so viele nemlich, als man glaubet, daß die Scheerer des folgenden Tages behandeln können, in eine lange, schmahle und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhauß heißet, woselbst sie wacker schwitzen müssen, um die Wolle für die Scheren

P geschmei-

geschmeidiger zu machen, um diese, so zu reden, einzuschmieren, daß sie besser schneiden. Darauf werden sie des Morgens nach und nach in das sehr geräumige Schurhauß gebracht, welches an das Schwitzhauß stösset. So bald sie geschoren sind, führet sie der Schäfer, um mit Theer gezeichnet zu werden; und weil dieses nothwendig zu gleicher Zeit geschehen muß, so giebt es den Schäfern Gelegenheit, diejenigen Stücke aus der Heerde auszumerzen und zur Schlachtbank zu bestimmen, die ihre Zähne überlebt haben. Die geschornen Schaafe gehen alsdenn ins Feld, wenn es schön Wetter ist, um etwas zu weiden, und kehren des Abends wieder in den Hof des Haußes zurück, wo sie unter dem Schutz der Mauern stehen bleiben; wenn es aber sehr kalt und regnericht seyn sollte, in das Hauß gelassen werden. Auf diese Weise werden sie nach und nach wieder angewöhnt, die freie Luft zu vertragen. Man macht auch ihre ersten Tagereisen vom Schurhauße bis wieder auf die Gebirge sehr kurz, wo wir sie von ihrer jährigen Reise ausruhen lassen und jetzt sehen wollen, wie sich die Heerden zu Molina in Arragonien befinden. Unterdessen aber, bis das Maulthier gesattelt wird, ein Wort von der frischgeschornen Wolle.

Wann die Heerden und die Scherer abgereiset sind, so ist das erste, was geschiehet, den ganzen Haufen Wolle zu wägen. Hierauf wird die Wolle von jedem Felle in drey besondere Gattungen abgesondert.

Der

Der Rücken und der Bauch geben die allerfeinste; der Hals und die Seiten die feine; und die Brust, die Schultern und die Beine die schlechte Wolle. Jede dieser 3 Gattungen hat ihren besondern Preiß, gemeiniglich aber pflegt man die ganze Schur durch die Bank für ein geringes Geld auf einmal loszuschlagen. Wenn sie aus dem Reiche, oder sonst sehr weit weggeschickt werden soll, so wird sie erst gewaschen; ob sie gleich nun dabey niemals weniger, als die Hälfte, und wenn das Schwitzen stark gewesen, noch mehr am Gewichte verlieret, so erspart man dadurch doch die Hälfte der Fracht.

Hier sehe ich erst, daß ich die Ordnung, die ich mir bey dem Auszug der Schaafe vorgenommen hatte, aus den Augen gesetzt habe, und den Schaafen von den Gebirgen in die Ebenen, und von dar wieder zurück gefolget bin; allein dieses kleine Versehen verdient keine Verbesserung.

Ein und dreißig Meilen Nordost von Madrid, und fünf Meilen Nordwärts von dem Ursprung des Tajo liegt die Stadt Molina Aragon, vielleicht weil sie nahe bey den arragonischen Grenzen ist, der beste Ort in der Provinz La Sierra, welche 12 Meilen in der Breite und eben so viel in der Länge hat, und fast im Herzen von Spanien liegt. Die Höhen dieses Ländchens sind ganz mit Fichten bedeckt, und die niedrigen Gegenden füttern ungefähr 15000 Schaafe. Hier lernte ich einige

Wahrheiten, welche beweisen, daß man folgende drey allgemeine Meinungen unter die gemeinen Irrthümer rechnen müsse.

1) Daß die Schaafe würzhafte Kräuter gerne fressen, und daß das Fleisch derer, die in dergleichen Gegenden geweidet werden, von besserm Geschmak sey.

2) Daß man keine Salzquellen auf hohen Gebirgen, sondern nur an niedrigen Hügeln und in den Ebenen finde.

3) Daß die metallischen Ausdünstungen die Zeugung der Gewächse verhindere, und daß keine mit reichen Erzadern angefüllten Gebirge mit fruchtbarer Erde bedeckt sind.

Man findet auf diesen Schaafweiden, wo eben solche Pflanzen, und eben so süsses Graß, als auf den andern wächst, viel Eisen, Kupfer, Bleyerz und Kupferkiese.

Weil mich meine Geschäfte nöthigten, 100 Tage bey dem Bergwerke Platillo von Molina zuzubringen, sah ich um dasselbe tausend Schaafe weiden. Ich beobachtete, daß, wenn der Schäfer ruhete, und sie nach ihrem Willen handeln ließ, daß sie nur das feine Gras aussuchten, und niemals eine würzhafte Pflanze berührten, und wenn der kriechende Quendel sich mit dem Grase verwickelt hatte, daß die Schaafe ihn sorgfältig mit der Nase wegzuschieben suchten, um das Gras abzubeißen, welcher Bemühung sie aber bald überdrüssig wurden, und einen reinen Grasplatz suchten. Ich bemerkte ferner,

wenn

wenn der Schäfer eine herannahende Regenwolke erblickte und den Hunden ein Zeichen gab, die Heerde zusammenzutreiben, und dann hinter drein zu gehn, er selbst aber einen starken Schritt vorhergieng, um die Heerde unter Schutz zu bringen, und sie nicht Zeit hatten sich lange aufzuhalten, daß sie ein Maul voll Stoechas, eine Art von Kümmel, Rosmarin, oder ein ander Kraut begierig und ohne lange Wahl unterwegens wegschnappten; denn Schaafe fressen alles, wenn sie hungrig sind, oder schnell gehen müssen. Ich sahe sie Bilsenkraut, Schierling und andere eckelhafte Kräuter begierig fressen, als sie aus dem Schurhauße loskamen. Wenn auch die Schaafe nach den würzhaften Pflanzen besonders begierig wären, so würde es ein großes Unglück für die Landleute in Spanien seyn. Denn die Anzahl der Bienenstöcke darin ist fast unglaublich. Ich getraue mich kaum es auf meinem Namen zu sagen, daß ich einen Pfarrer gekannt habe, der 5000 Stöcke besaß. Die Bienen saugen alles ihr Honig und sammlen ihr Wachs aus würzhaften Kräutern, welche zwey Drittheile der Schaafstraße mit ihrem Schmelz verschönern, und mit ihrem Geruch erfüllen. Dieser Pfarrer setzt aus Vorsorge seine Bienenkönige in ein kleines Kästgen von Flor in den Stock, und beschneidet ihnen die Flügel, und so müssen Ihro Majestäten zu Hauße bleiben. Er versicherte mich, daß er seit dem Tage dieser Entdeckung bis auf den, da ich bey ihm war, nicht einen einzigen

Schwarm verloren hätte, und dieses war, wie ich glaube, eine Zeit von fünf Jahren.

Eine der vornehmsten Sorgen der Schäfer ist, die Schaafe nicht aus den Netzen heraus gehen zu lassen, bis die Morgensonne den Thau und den Reif aufgetrocknet hat, und niemals führen sie die Heerde zu einen Bach oder Teich nach einem Hagelschauer. Denn wenn sie das bethaute und bereifte Gras fräßen, oder Hagelwasser tränken, so würde die ganze Heerde traurig die Köpfe hängen, fasten, sich auszehren und hinfallen, wie sich gar oft ereignet hat. Das Hagelwasser ist in dieser Himmelsgegend selbst den Menschen so schädlich, daß niemand nach einem starken Hagelschauer das Flußwasser trinken will, weil ihnen die Erfahrung gelehret hat, wie gefährlich es sey; wenn es aber nach einem Platzregen ganz trübe ist und noch so hoch steiget, so hat niemand das geringste Bedenken sich seiner zu bedienen. Vielleicht ist dieses die verborgene Ursache vieler einheimischen und ansteckenden Krankheiten an verschiedenen Orten.

Die Schaafe von Andalusien, welche niemals reisen, haben eine schlechte, lange und haarigte Wolle. Ich sahe eine Heerde davon, deren Wolle auf den Boden aufstreifte, in Estremadura. Die reisenden Schaafe haben eine kurze seidenhafte und weiße Wolle, und ich glaube, aus einigen wenigen Erfahrungen und einer langen Beobachtung, daß die feinen Wollen-

 schaafe

schaafe, wenn man sie den Winter über zu Hauße behalten wollte, nach wenigen Geschlechtsfolgen in der Wolle ganz ausarten würden, und daß hingegen, wenn man die Schaafe mit schlechter Wolle von einer Gegend des Himmels in die andere reisen ließe, daß sie beständig in freier Luft leben könnten, ihre schlechte Wolle sich in wenig Geschlechtsfolgen in eine bessere verändern müste.

Einem Schaafe, wenn es beständig in einer gleichen gemäßigten Luft lebet, bleibt die Feinheit der Wolle lebenslang unveränderlich. In Andalusien und Estremadura ist es im Winter nicht kälter, als es in der Montana und in Molina im Sommer ist. In Andalusien ist wenig Frost, aber im Molina schneiet es zuweilen noch im Junius. Bey der geringsten trüben Wolke im Sommer fühlte ich daselbst Kälte. Eine beständige Hitze und eine beständige Kälte und die Einstallung sind die Ursachen von schlechter, schwarzer und scheckigter Wolle. Alle Thiere, die in offener, freier Luft leben, so viel mir bekannt sind, behalten die Farbe ihrer Väter. Unter denen schlechtwollichten Schaafen siehet man ganz vortreflich schön bunt gescheckte, niemals aber habe ich doch eines dergleichen unter den feinwollichten gesehen. Die freie, aber nicht überflüssige Ausdünstung in einer uneingeschränkten Luft verfliegt, wie sie kommt, so gleich; da sie hingegen durch die gewalti-

waltige Hitze vieler Schaafe in einem engen und niedrigen Stalle sehr vermehrt wird. Die Wolle wird dadurch faul, haarig und verändert ihre Farbe. Die zahmen Schweine in Spanien, welche immer zu auch in Wäldern leben, sind alle von einer Farbe, wie die wilden, und ihre Borsten seidenhaftig, fein und krauß. Keine spanische Schweinsborste dringt durch einen Schuh. Wie viel verlieret ein Pferd, das immer im Stalle stehet vom Glanz seiner Haut, wenn man gleich den Striegel und das Haartuch immer dabey hat? wie glatt hingegen ist eines, das immer in freier Luft lebet?

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

Gs.

Lesebuch

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Historisch-statistisch-moralisches Lesebuch zur Unterhaltung für die erwachsenen Jugend und andere

Bd.: Stück 1.

Halle 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5790
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248839-3
VD18 80276989-001